

UNIVERSITÄTSREDEN 89

Griechen und Europa

Die große Herausforderung der
Freiheit im fünften Jahrhundert v. Chr

Europavortrag von
Christian Meier



universaar

Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Christian Meier

**Griechen und Europa
Die große Herausforderung der Freiheit
im fünften Jahrhundert v. Chr**

**Europavortrag
von
Christian Meier**

**am
20. Januar 2010**

© 2011 *universaar*
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

Herausgeber Der Universitätspräsident

Redaktion Universitätsarchiv

Vertrieb Presse und Kommunikation
 der Universität des Saarlandes
 66123 Saarbrücken

ISBN 978-3-86223-047-1

URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-797

Auf Wunsch des Autors folgt der Text der traditionellen Rechtschreibung
und darf nur so zitiert werden.

Satztechnik: Julian Wichert
Foto: Jörg Pütz
Druck: Universitätsdruckerei

Inhalt

Einführung Prof. Dr. Heinrich Schlange-Schöningen (Universität des Saarlandes)	7
Europavortrag: Griechen und Europa. Die große Herausforderung der Freiheit im fünften Jahrhundert v. Chr. Prof. Dr. Christian Meier (Ludwig-Maximilians-Universität München)	13

Heinrich Schlange-Schöningen

Einführung

Lieber Herr Professor Meier,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Studentinnen und Studenten,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

im Namen des Althistorischen Instituts und des Historischen Instituts der Universität des Saarlandes möchte ich Sie zu einem neuen Vortrag in unserer Reihe der Europavorträge herzlich begrüßen. Ich freue mich sehr, daß wir Herrn Prof. Dr. Christian Meier von der Ludwig-Maximilians-Universität München für diesen Vortrag gewinnen konnten und mit ihm nicht nur einen der bekanntesten Althistoriker Deutschlands, sondern auch einen Gelehrten, der immer wieder von der Alten Geschichte aus politische Grundfragen unserer Gegenwart behandelt hat. Wenn wir wissen wollen, was die Alte Geschichte für unser heutiges Europa und die Reflexion über Europa bedeuten kann, dann sollten wir Christian Meier fragen, und der Titel seines heutigen Vortrags – „Griechen und Europa – Die große Herausforderung der Freiheit im 5. Jahrhundert vor Christus“ – verspricht uns Überlegungen zu den historischen Grundlagen des politischen Denkens im klassischen Griechenland, mit dem wir noch heute eng verbunden sind.

Wenn wir die griechische Geschichte der klassischen Zeit betrachten, stoßen wir auf einige merkwürdige und zum Nachdenken herausfordernde Widersprüche:

Griechenland ist in seiner archaischen und klassischen Epoche ein in zahlreiche Stadtstaaten zerfallendes Gebilde, dem im Osten großflächige Reiche gegenüberstehen. In vielerlei Hinsicht sicher beeinflusst von dem, was im Vorderen und Mittleren Orient geschah, findet es zu eigenen Formen des Politischen, und dies geschieht sowohl in innergriechischer Konkurrenz zwischen den Städten als auch in Abgrenzung gegenüber Assyrern, Phöniziern, Ägyptern oder Persern.

Entwickelt werden die Ideen von Autarkie, Autonomie und Freiheit, aber man treibt Handel weit über die Grenzen des griechischen Sprachraums, man greift in andere griechische Städte ein, führt Krieg miteinander und gelangt nur selten zu dauerhaften Friedensschlüssen, und man lebt in der eigenen Stadt neben zahllosen Sklaven, denen einer der größten Philosophen, Aristoteles, das Menschsein absprechen wird. Weltoffenheit und Autarkie, Autonomie und Gewaltpolitik, Freiheit und Sklaverei, – so etwa ließen sich einige der Spannungen benennen, die mit einem Idealbild vom klassischen Griechenland nicht zusammenpassen wollen.

Das antike Griechenland, das im 19. Jahrhundert noch so nah erschien als Bezugspunkt für Bildung und Humanismus, als Geburtsstätte europäischer Kunst, Literatur, Wissenschaft und vor allem Demokratie, ist durch die Forschungen der vergangenen Jahrzehnte eher wieder fremd geworden und gibt dem Betrachter Anlaß zu grundlegenden Fragen, mit denen zugleich unsere eigenen, heutigen Selbstverständlichkeiten auf den Prüfstand geraten können. Daß dies so ist, und wie man auf diese Herausforderung mit historischer Frage und Analyse reagieren kann, das hat uns kein Althistoriker eindringlicher vorgeführt als Christian Meier: Inwieweit beginnt die europäische Geschichte eigentlich bei den Griechen? Wie konnte es zu dem Sonderweg der Griechen kommen, auf dem sie all das Neue in Wissenschaft oder Politik entwickelten? Und wie konnte man die Demokratie erfinden? Das sind einige der großen Fragen, bezogen auf die griechische Geschichte, die Christian Meier gestellt hat, und ähnlich hat er auch für Rom gefragt. Interessiert haben ihn immer die Epochen des Übergangs und damit die Frage, auf welche Weise Gesellschaften der Antike auf ihre Krisen, auf innen- wie außenpolitische Herausforderungen reagierten und wie sie zu neuen Wegen finden konnten.

Gab es für die römische Gesellschaft, die sich seit dem 2. Jahrhundert vor Christus in einem permanenten Bürgerkrieg befand, noch einen Ausweg aus dieser Krise oder mußte die Republik, da die Römer aufgrund ihrer Traditionsgebundenheit zu keinen neuen Formen des politischen Miteinanders finden konnten, zuletzt zwangsläufig den Generälen zum Opfer fallen? Hatte Caesar, nachdem er den Bürgerkrieg für sich entschieden hatte, überhaupt eine Konzeption, wie die *res publica* umzugestalten sei, ja konnte er, wie die oft zitierte Formulierung von Christian Meier lautet, „Macht über die Verhältnisse“ gewinnen oder nur „Macht in den Verhältnissen“ haben? Die genannten Fragen habe ich als die „großen“ Fragen bezeichnet, aber sie leiteten und leiten immer auch zu zahlreichen weiteren Problemen, mit denen Christian Meier sich auseinandersetzt und mit denen er – auf vielen Feldern – die althistorische Forschung über Jahrzehnte stark beeinflusst hat. Ausdruck

dessen ist nicht zuletzt ein Sammelband aus dem Jahr 2008, in dem Christian Meiers Wirkungen auf unser Fach thematisiert worden sind.¹

Viele von Ihnen, meine Damen und Herren, werden das eine oder andere Buch kennen, mit dem Christian Meier seine großen Forschungsthemen einem breiteren Publikum bekannt gemacht hat. Es sind Bücher, in denen sich – wie in allen Publikationen Meiers – eine mitreißende wissenschaftliche Neugier ebenso artikuliert wie ein großes Können in der literarischen Darstellung von Geschichte. Zu erinnern ist an die Bücher über „Caesar“ von 1982, über „Die politische Kunst der griechischen Tragödie“ von 1988, über Athen als „Neubeginn der Weltgeschichte“ von 1993, und gerade erst, 2009, ist ein weiteres Buch erschienen, das mit der Frage, wie das politische Griechenland der archaischen Zeit entstanden ist, die Vorgeschichte zum Thema des heutigen Vortrags behandelt; das Buch hat den Titel „Kultur, um der Freiheit willen. Griechische Anfänge – Anfang Europas?“

Geboren 1929 im pommerschen Stolp, hat Prof. Meier sein Abitur 1948 in Hamburg abgelegt, um anschließend in Rostock, Heidelberg und Göttingen Geschichte, Klassische Philologie und Römisches Recht zu studieren. 1956 folgte die Promotion in Heidelberg bei Hans Schaefer, einem Althistoriker, der seinerseits, wie dann auch Christian Meier, ein großes Interesse an der griechischen Geschichte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts gehabt hat. 1962 hat Christian Meier an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main seine Habilitationsschrift eingereicht, die einige Jahre später unter dem Titel „Res publica amissa – Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der späten Römischen Republik“ erschienen ist. In der Einleitung zu dieser Schrift hat Christian Meier nicht nur zum Ausdruck gebracht, wie wichtig für ihn das Gespräch mit den beiden Frankfurter Althistorikern Matthias Gelzer und Hermann Strasburger, ausgewiesenen Kennern der späten Römischen Republik, gewesen ist, sondern auch an seinen Doktorvater Hans Schaefer erinnert. Schaefer war 1961 bei einem Flugzeugabsturz in der Türkei ums Leben gekommen; unter den Opfern befand sich auch Jacques Moreau, der hier an unserer Universität in der 50er Jahren den ersten Lehrstuhl für Alte Geschichte innehatte. Christian Meier schreibt also über die „wissenschaftliche Unruhe“, die Hans Schaefer ausgezeichnet habe, über Schäfers „Intensität des Fragens und der Kritik“, die man damals in Heidelberg als verpflichtend für die eigenen Forschungen erlebt habe. Und jeder, der sich mit den Schriften Christian Meiers beschäftigt, sieht schnell, wie er diese Verpflichtung eingelöst, wie er selbst ein historisches Fragen und Forschen entwickelt hat, das der Alten Geschichte immer wieder neue Perspektiven erschlossen hat.

¹ M. Bennett, W. Nippel, A. Winterling (Hrsgg.), Christian Meier zur Diskussion, 2008.

Nur kurz war Christian Meier nach seiner Habilitation Privatdozent in Frankfurt, anschließend zwei Jahre in Freiburg, bevor er als Professor für Alte Geschichte an den Universitäten in Basel (1966-1968 und 1973-1976) – in der Stadt Jacob Burckhardts also, des großen Kulturhistorikers des 19. Jahrhunderts –, in Köln (1968-1973), in Bochum (1976-1981) und schließlich in München gelehrt hat. In München trat er die Nachfolge von Siegfried Lauffer an; dort bekleidete Christian Meier von 1981 bis zu seiner Emeritierung 1997 den Lehrstuhl für „Alte Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“.

Neben den beiden großen Themen auf dem Felde der Alten Geschichte, der „Entstehung des Politischen bei den Griechen“, um noch einmal einen Buchtitel zu zitieren, und der Frage nach den Möglichkeiten römischer Politik am Ende der Republik, – neben diesen Themen steht bei Christian Meier seit langem auch die Auseinandersetzung mit der historischen Methode und Theorie. Zu erwähnen wären auch die Tätigkeiten in den wissenschaftlichen Verbänden und Institutionen, etwa, in den Jahren 1980 bis 1988, als Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands, und von 1996 bis 2002 als Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. 1991/92 gehörte er zu den Mitbegründern der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Genannt werden müßten auch die zahlreichen Preise, die Christian Meier für sein wissenschaftliches Werk, das zugleich auch ein literarisches Werk ist, erhalten hat, so etwa der 2003 an ihn verliehene Jacob-Grimm-Preis (Kulturpreis Deutsche Sprache) oder die Lichtenberg-Medaille (die höchste Auszeichnung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen) im Jahr 2009.

Verzeihen Sie mir, lieber Herr Professor Meier, wenn ich bei der Nennung der Publikationen, Funktionen und Ehrungen viel zu kurz und summarisch bin, aber die Zeit reicht nicht aus, um hier vollständig zu sein. Nur einen letzten Punkt möchte ich noch erwähnen, der für Sie als Historiker kennzeichnend und für die Öffentlichkeit von großer Bedeutung ist: ich meine das Engagement des Gelehrten Christian Meier für seine Gegenwart, für den historischen wie politischen Diskurs, der in unserer Gesellschaft geführt wird. Ausgehend von der Frage, welchen Sinn die Beschäftigung mit der Alten Geschichte heute haben kann – Reden und Aufsätze zu dieser Frage gibt es von ihm seit den 60er Jahren – ist Christian Meier immer wieder mit Stellungnahmen zur Politik der Gegenwart hervorgetreten. Dabei hat er sich mehrfach in die Diskussionen um die Erinnerungskultur der Deutschen eingeschaltet, so etwa mit seinem Buch „40 Jahre nach Auschwitz – Deutsche Geschichtserinnerung heute“ von 1987 oder der Aufsatzsammlung von 2001 über „Das Verschwinden der Gegenwart.

Über Geschichte und Politik“.² Er hat über die Probleme der deutschen Wiedervereinigung geschrieben (1990: „Deutsche Einheit als Herausforderung“; 1991: „Die Nation, die keine sein will“) und er hat sein Wort auch erhoben für die Demokratie der Gegenwart. Sein Buch über die „parlamentarische Demokratie“ von 1999 will uns in Erinnerung rufen, welchen Wert eine funktionierende Demokratie – auf der Grundlage eines funktionierenden Parlaments – darstellt.

Noch vieles weitere wäre anzuführen, aber Sie, meine Damen und Herren, sind nicht gekommen, um einen Vortrag über Christian Meier, sondern um einen Vortrag von Christian Meier zu hören. Lieber Herr Professor Meier, wir sind alle sehr gespannt auf Ihre Ausführungen!

² Vgl. auch die jüngste Publikation von Christian Meier: *Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit der Erinnerung. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit*, 2010.

Christian Meier

Griechen und Europa Die große Herausforderung der Freiheit im fünften Jahrhundert v. Chr.

Was ich vorzutragen habe¹, handelt jedenfalls von den Griechen. Wie weit es richtig ist, hier auch Europa einzubeziehen, ist offen. Die Frage danach steht im Hintergrund der Erörterung. Sie lautet: Wie ist es zu Europa gekommen? Also: Wie wurde es möglich, daß sich in unseren Breiten – später auch an anderen Stellen der von Europa aus eroberten Welt – eine ganz neuartige Kultur gebildet hat? Erstmals Staat, Bürgerliche Gesellschaft, Kapitalismus, erstmals Demokratie in Großräumen, Aufklärung, eine weit über alles Frühere hinausragende, insbesondere auch auf praktische Konsequenzen zielende, nach und nach die ganze Menschenwelt, den Globus und seine Natur durchdringende, verändernde, zum Teil auch bedrohende Wissenschaft und Technik – um nur einige Merkmale zu erwähnen.

Man gerät, wenn man so fragt, in unabsehbare Gefilde. Was ist überhaupt Europa? Gibt es so etwas wie ein bestimmtes Ensemble von Elementen, das man als europäische Kultur fassen könnte, vom Ende her jedenfalls? Wobei aber vielleicht gleichwohl vom Anfang, etwa von christlicher Frömmigkeit her, bestimmte Voraussetzungen gegeben sein mußten – und von Theologie, von Weisen, der Welt zu begegnen, sich in ihr zu bewegen, sie zu nutzen, sowie vom Römischen Recht. Und von daher (wie von der spezifischen Lage nach der Völkerwanderung) vielfache Anlässe, dies alles nötig zu haben und – weiterzubilden.

Was wäre gegebenenfalls die europäische Kultur? Wer will das bestimmen, wer will da irgendeine Form von Einheit, die europäische Kultur also finden – wo doch von Gibraltar bis zum Nordkap (geschweige denn von der Bretagne bis zum Ural), mehr noch von den Merowingern bis heute vornehmlich viele unterschiedliche, vielfach kaum miteinander vereinbare Tatbestände ins Auge stechen?

¹ Der Text des Vortrags, der seinerseits schon über das übliche Maß hinaus gedauert hat, hat bei der nachträglichen Überarbeitung leider noch etwas zugenommen. Heinrich Schlange-Schöningen ist dafür zu danken, daß er den Text gründlich durchgesehen und Verbesserungen angeregt hat.

Aber vermutlich ist gerade dies das Auszeichnende, das Charakteristische, das Durchhaltende an der Geschichte Europas, daß hier zum einen ein sehr großes Konglomerat verschiedener, aber gegeneinander wenig abgeschirmter, durch eine Kirche respektive eine Religion und eine Hochsprache vereinter Völker eine Kultur bildete. Und zum andern, daß hier ein welthistorisch einzigartiges Maß an Veränderbarkeit (und entsprechend an Aufnahmefähigkeit für anderes) gegeben war. Daß alles in diesem Europa stets vorläufig gewesen ist, daß sich immer wieder, dem Ort, vor allem aber der Zeit nach, strukturelle Alternativen auftaten und – tiefgreifende Konsequenzen hatten.

X

X

X

Im Rahmen dieses ungeheuren Fragenkomplexes sollen die zwei wichtigsten Phasen der griechischen Geschichte hier zur Diskussion stehen. Erstens möchte ich kurz der Frage nachgehen, wie sich griechische Kultur gebildet hat. Ich stütze mich dabei auf Untersuchungen, deren Ergebnisse ich letztes Jahr – freilich nicht in Form einer Untersuchung, sondern in der der Geschichtsschreibung² – in der „Kultur um der Freiheit willen“ vorgetragen habe³.

Zweitens möchte ich Überlegungen darüber anstellen, wie es zum Höhepunkt dieser Kultur kam, zu jener, wie wir gern sagen, „Klassik“, der doch wohl das Wichtigste von dem verdankt wird, was von den Griechen nachgewirkt hat. Hier bin ich noch mitten in meinen Untersuchungen befangen. Und jedenfalls

² Zwischen dem einen und dem andern besteht ein großer Unterschied. Es ist nur zu beachten, daß Historiographie keineswegs eine „wissenschaftliche Mitteilung minderen Grades“ (Alfred Heuß, *Gesammelte Schriften in drei Bänden*. Stuttgart 1995. 2251) sein muß. Sie kann vielmehr auf spezifische Weise „der Erkenntnis dienen“, und zwar einer Erkenntnis, zu der „die sogenannte Forschung von ihrer ‚Logik‘ aus beim besten Willen nicht gelangt“. „Geschichtliche Wahrheit vermittelt sich nicht nur auf makroskopische Weise besser als durch mikroskopische Untersuchungen ..., sondern enthüllt auch eine eigene Beweiskraft“ (ebd. 821). „Wie bei einem Bild müssen auch hier mannigfache Teile in Beziehung zueinander gesetzt werden. Das ist ein eigenständiges Unternehmen, denn allein von den einzelnen Teilen aus und der beschränkten Auskunft, die sie über sich geben, ist es niemals durchzuführen. Die historische Synthesis ist deshalb eine besondere Leistung, eine konstruktive Leistung und kann deshalb als Konstruktion der bloßen Rekonstruktion gegenüberreten“ (ebd. 1775 f. Vgl. auch 2048). Dazu: Ch. Meier, *Alfred Heuß als Geschichtsschreiber*. In: H.-J. Gehrke (Hg.), *Alfred Heuß – Ansichten seines Lebenswerkes*. Stuttgart 1998. 115 ff. – Ob mir eine solche Synthesis in dem genannten Buch gelungen ist, weiß ich nicht. Angestrebt habe ich jedenfalls, den Zusammenhang dieser Geschichte im ganzen wie in seinen wesentlichen Facetten deutlich und begreifbar werden zu lassen. Und es hat, gerade auch was die Anordnung der Materien angeht, Jahre gekostet.

³ Ch. Meier, *Kultur um der Freiheit willen. Griechische Anfänge – Anfang Europas?* München 2009.

ist es ganz unvermeidlich, daß je zentraler die Fragen, um so hypothetischer die Antworten sein müssen. Wobei ich auf einen Punkt besonders hinweisen muß: Man müßte, wo es um die Ausbildung und Eigenart von Kulturen geht, eigentlich andere, ganz andere Kulturen zum Vergleich heranziehen. Was ich nur ganz oberflächlich tun konnte.

Schließlich mag sich die Frage stellen, was die Griechen für Europa bedeutet haben könnten; indem sie es bereicherten, möglicherweise eine gute Strecke weit zumindest indirekt geradezu mitbestimmten, ja – wer weiß? – vielleicht gar wesentlich dazu beitrugen, daß es überhaupt entstehen konnte.

Das Thema ist riesig, die Fragen vielleicht allzu kühn. Aber ich kann mich auf Sokrates berufen, der fand, „daß wir ..., wenn wir glauben, das suchen zu müssen, was keiner weiß“, zumindest „weniger träge sind, als wenn wir glauben, was wir nicht wissen, sei nicht möglich zu finden, und man müsse es also gar nicht erst suchen“.⁴

X

X

X

Neue Kulturen entstehen, wenn sich größere Gruppen von Menschen gemeinsam (sowie eine gewisse Gemeinsamkeit stiftend oder verstärkend) aus anfänglichen Verhältnissen heraus neu – und eigenständig – in der Welt, also in jenem Teil der Welt, den sie in Besitz genommen, derart etablieren, daß sie bestimmte Lebensformen und -ausrichtungen entwickeln und befestigen, mit deren Hilfe sie mit der Zeit auch komplizierte und, wenn es gutgeht, immer kompliziertere Probleme lösen können; was dann zu einer anspruchsvollen, einer hohen Kultur führen kann.

An verschiedensten Stellen des Globus sind solche Kulturen gebildet worden. Die Regel ist dabei, daß in diesem Prozeß Herrscher hochkommen, welche ihn dann derart weitertreiben, daß das Ganze bis tief in die Mentalität, die Kapazität sowie in die Richtungen des Denkens und Formens hinein von ihrer Herrschaft aus geprägt wird. Und zwar dergestalt, daß Herrschaft sich als unerläßlich erweist, daß sie befestigt, daß sie alternativlos wird. Zur Herrschaft gehört regelmäßig die Bildung von Reichen, die so groß sind, daß sie ohne Herrscher nicht in Ordnung, nicht zusammengehalten, nicht regiert werden können. Und darin bleibt man befangen.

Anders die Griechen! Bei ihnen ging der Aufbau der Kultur (nach der fast völligen Zerstörung der ihrerseits herrschaftlich geprägten mykenischen) seit dem Ausgang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends von einem breiteren Kreis von Grundeigentümern aus. Sie waren es, die sich in ihrer Welt einrichteten und

⁴ Platon, Menon 86 b/c.

sie prägten. Und sie taten es so erfolgreich und nachhaltig – und von außen zwar angeregt, aber nicht gestört –, daß ihre Welt um 500 v. Chr. einen beachtlichen Standard erreichen konnte.

Die Anfänge dieses Prozesses sind mit einem vergleichsweise hohen Grad an Gewißheit aus durchhaltenden Grundgegebenheiten der griechischen Welt zu erschließen. Einfach deswegen, weil diese Grundgegebenheiten früh vorhanden gewesen sein müssen, später nämlich so leicht nicht mehr hätten entstehen können.

Da ist vor allem eins zu nennen: Die große Vielzahl kleiner, politisch selbständiger Gemeinwesen samt einigen Eigenarten, die damit verknüpft gewesen sein müssen. Die Schwierigkeit besteht eher darin, faßbar zu machen, womit wir es da zu tun haben. Denn es ist uns sehr fremd.

Was diese Grundeigentümer wollten, genauer: wohin sie, ohne sich dessen bewußt zu sein, tendierten, war ein Leben in hoher Eigenständigkeit (fußend auf den Erträgen ihrer Güter, auf denen sie neben der Weidewirtschaft zunehmend Ackerbau trieben, fußend aber zusätzlich auch auf Seeraub und in gewissem Ausmaß Handel). Sie wollten Herren ihrer selbst sein, möglichst unabhängig, wobei die Verfügung über Knechte respektive Sklaven und Gefolgsleute vorausgesetzt war.

Entsprechend wollten sie die Dinge innerhalb der Gemeinwesen, zu denen sie sich zusammenschlossen, in der Hand haben. Unmittelbar unter sich alles regeln, was sie gemeinsam anging, mithin im engen Kreis ihrer Nachbarn. Möglichst ohne Vermittlung, ohne Dazwischentreten irgendwelcher Instanzen. Wohl mochte es einzelne Anführer geben, eine Art Gemeindeälteste. Doch die Tendenz zielte dahin, daß die nicht mehr als *primi inter pares* waren, so daß ein Moment der Parität von vornherein in die *Poleis* installiert war. Auch den gewählten Amtsträgern wurde nur wenig Macht zugebracht.

Die Grundeigentümer konnten die Gemeinwesen folglich nicht abgelöst von sich selber denken. So wie sie alle zusammen waren, *waren* sie das Gemeinwesen. Ihr Zusammenleben war der Inhalt und zugleich die wichtigste Agenda ihrer Gemeinsamkeit. Jeder war auf sich gestellt, für dauerhafte politische Bindungen bestand kaum Gelegenheit, für gemeinsame administrative Vorkehrungen wenig Anlaß. Ebenso wenig für die Begründung von Herrschaft.

Mit dem Grundeigentum war auch ein Kriterium gegeben, das eine eindeutige Abgrenzung gegen andere erlaubte. Es ließ sich auf die Dauer nicht streng durchhalten (denn manche Angehörige verarmten), blieb aber im Kern bestimmend. Die andern, gegen die die einen sich abgrenzten, unterschieden sich in der Regel zunächst durch nichts anderes von ihnen, als daß sie etwas weiter entfernt wohnten. Man konnte mit ihnen so leicht nicht regelmäßig zusammenkommen, sich treffen, also einen gemeinsamen politischen Verband aus-

machen, wie er griechischen Vorstellungen und Möglichkeiten entsprochen hätte.

So fing es an und so sollte es bleiben. In aller Regel wollten die Griechen keine Eroberungen machen; ihre Kriege hatten andere Zwecke. Als der Boden zu knapp wurde, hat man sich kaum darangemacht, in der Nachbarschaft neues Land zu erobern. Vielmehr gründete man über viele hunderte von Meilen entfernt Kolonien, in denen sich diejenigen, die keine oder keine hinreichend guten Aussichten hatten, ein Leben wie zu Hause aufbauen konnten. Kurz, man wollte den eigenen Verband so bewahren, wie er seit je war, aus mehr oder weniger denselben Familien sich zusammensetzend.

In etwa auf diese Weise sollte man die Entstehung der Polis aus dem jahrhundertelangen Nebeneinander der Hunderte kleiner selbständiger Gemeinwesen sowie aus dem erschließen, was wir über griechische Eigenart wissen. Hätte es zum Beispiel Spielraum gegeben für einigermaßen dauerhafte, also über wechselnde Konfigurationen hinausreichende Konzentration von Macht, so hätte er doch wohl an verschiedenen Orten genutzt werden müssen. Wie hätte sich solche Macht dann aber auf die einzelne kleine Polis beschränken, wie also hätte dann das Nebeneinander der Hunderte von Poleis erhalten bleiben können?

Will sagen: Die Tatsache, daß die Gliederung des griechischen Volkes in eine Unzahl selbständiger politischer Verbände über die Jahrhunderte bewahrt wurde, spricht entschieden dafür, daß die griechische Oberschicht, aufs ganze gesehen, in jener Mentalität befangen war und blieb, die mit dieser Gliederung verkoppelt war.

Offenbar fehlte es an der Bereitschaft und Fähigkeit, Macht nicht nur unter Umständen zu wollen und zu genießen, sondern sich auch in ihren Dienst zu stellen, also – mit Schiller – sich jenem „Zwang“ zu unterwerfen, womit man „Zwang zu kaufen sich bequemen muß“.⁵ Man liebte es vielmehr, sich in der Öffentlichkeit der Städte – auf der Agora – und unter seinesgleichen in der näheren und weiteren Nachbarschaft zu bewegen; aufeinander bezogen, ganz der Gegenwärtigkeit hingegeben, dem Gespräch, den zahlreichen Wettkämpfen und der ganzen Vielfalt des Lebens. Nicht sich einzwängend, nicht den Anstrengungen (und Entbehrungen) sich aussetzend, die doch zu einer Herrschaftsbegründung gehören. Denn das hätte bedeutet, sich ein Stück weit aus der konkreten, der unmittelbar gleichsam in voller Körpergröße miterlebten Gegenwärtigkeit abzusondern. Offenbar war da kein Raum für mehr als eine löchrige Herrschaft, geschweige denn, daß die ganze Kultur von Herrschaft aus hätte geprägt werden können. Dazu fehlte es, aufs ganze gesehen, schon am langen Atem.

⁵ Domingo zu Herzog Alba in Don Carlos Vers 2030 f. (2. Akt. 10. Auftritt).

Auf eigenartige Weise gehörte es zur Eigenständigkeit, daß jeder auf den verschiedensten Gebieten befähigt war. Man strebte danach, die Menschennatur umfassend, allgemein in sich auszuprägen, möglichst gut. Fachleute gab es für dies und jenes, oft ließen sie sich von außerhalb holen. Ihre Kunst wurde geschätzt, sie selbst dagegen, insoweit sie Spezialisten waren, nicht. Zum Bürger gehörte eben, daß er mehr oder weniger alles konnte, und das war maßgeblich. Man hätte es als großen Verlust empfunden, wenn man aus dem Zentrum verdrängt, wenn einem viel abgenommen, man also beschnitten, gleichsam verkürzt worden wäre. Da die Persönlichkeiten in den kleinen Verhältnissen relativ groß waren, entwickelte dieser Typ von Gemeinwesen große Widerstandskraft.

Indes konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Bürgerschaften mit der Zeit stärker differenzierten. In vollem Sinne an der Gemeinde teilhaben konnte nur, wer hinreichend abkömmlich war. So entstand unter den Mitgliedern ein Gefälle zwischen Oben und Unten. Die „Adligen“ dominierten die Gemeinwesen. Es kam zu Willkürakten, zu Ausbeutung und Bedrückung. Aber die breiteren, auch die unteren Schichten gehörten gleichwohl dem Gemeinwesen weiter zu, bewahrten auch gewisse Mitspracherechte, weithin jedenfalls.

So wie sich die Griechen in diesen Gemeinwesen und die Gemeinwesen in der griechischen Welt (und im Mittelmeerraum) einrichteten, prägten sie ihre Verhältnisse und formten sie Lösungen für ihre Probleme. Wobei man dann ja im Auge hat, daß die Verhältnisse bleiben können, wie sie sind – oder allenfalls ein wenig besser werden. Wenn das gelingt, und das muß in der Regel der Fall gewesen sein, braucht man keine anderen Formen (oder Machtverhältnisse), gesetzt den Fall, es gibt keine größeren Veränderungen.

Damit war die so besondere frühe Form griechischer Eigenart, griechischen Menschenschlags gegeben. Diese Mentalität muß sich tief in die Verhältnisse eingelagert und mit ihnen stets neu reproduziert haben. Das ergab bestimmte Anforderungen, Orientierungen, Lebensideale, Umgangsformen, bestimmte Weisen auch, untereinander auszubalancieren, was sonst zumeist durch Herrscher oder durch Priester von oben im Lot gehalten wird. Kaum auszumalen, was damit an Arten des Dabeiseins, der Umsicht, auch der Verantwortung herangewachsen sein muß. An all dem wollten die Griechen festhalten. Was sich im Laufe der Zeit veränderte, und das war ja nicht wenig, veränderte sich in dem damit gegebenen Rahmen, zog jedenfalls den Rahmen selbst nur ganz begrenzt in Mitleidenschaft. Insofern blieben auch die Griechen in bestimmten Bahnen befangen. Nur daß sie dabei in verschiedenen Hinsichten Außerordentliches vermochten.

X

X

X

Eigentümlich und höchst auffällig ist, daß die Griechen die kleinen selbständigen Gemeinwesen samt allem, was dazugehörte, über eine schwere Krise hinwegretten und auf neuer Basis befestigen konnten. Seit etwa der Mitte des siebten Jahrhunderts v. Chr. waren sie größeren Erschütterungen und Problemen konfrontiert. Wir können nicht entscheiden, wie weit die primär aus allmählichen Veränderungen innerhalb der Griechenstädte sowie des Ägäisraums resultierten. Zu vermuten ist, daß die sich intensivierende Begegnung der Griechen mit den orientalischen Kulturen nicht wenig dazu beigetragen hat. Alles zusammen öffnete sie für mannigfache Einflüsse.

Es tut sich hier eine Frage auf, die in letzter Zeit viel diskutiert worden ist. Denn es wird, je mehr Zeugnisse aus dem Orient bekannt, bearbeitet und gewürdigt werden, immer deutlicher, was alles die Griechen von dort an Kenntnissen und Techniken auf den verschiedensten Gebieten bezogen haben. Die Zahl solcher Zeugnisse wird sich noch weiter mehren – zur Freude vor allem (aber natürlich nicht nur) vieler wissenschaftlicher Jäger und Sammler in aller Welt, die sich darauf kapriziert haben.⁶ Irgendwann wird man aber doch auch darüber nachdenken, das heißt die Frage stellen müssen, was diese Übernahmen, aufs ganze gesehen, bewirkt haben; was sie ausmachen konnten und ausgemacht haben im Prozeß griechischer Kulturbildung⁷; die Frage auch, wie Kulturbildung überhaupt vor sich geht (und was in ihrem Rahmen die Anhäufung übernommener „Kulturgüter“ bedeuten kann). Denn das versteht sich ja nicht von selbst.

Eine Antwort kann man aber jetzt schon geben, weil daran auch die schönsten Funde höchstens in Einzelheiten etwas ändern können: Es ist völlig klar, daß die maßgeblichen Eigenarten der griechischen Gemeinwesen, der Griechen selbst wie ihrer Welt durch die Berührung mit dem Orient nicht nachhaltig bestimmt worden sind. Grob gesagt: Die Griechen haben vieles gelernt und übernommen, sind dadurch aber nicht andere, sondern allenfalls besser geworden – in dem, was sie waren; reicher an Techniken verschiedenster Art, die sie sich für ihre Zwecke nutzbar machten, wohl auch an Fragen, jedenfalls an Möglichkeiten, sie zu beantworten. Entscheidend aber war und blieb, was sie ziemlich von Anfang an selber und miteinander sein wollten (und konnten). Alles andere war sekundär.

⁶ Vgl. etwa Walter Burkert, *Die Griechen und der Orient*. München 2003. Die Literatur ist stark im Anwachsen begriffen.

⁷ Dazu etwa Kurt Raaflaub, *Zeus und Prometheus: Zur griechischen Interpretation vorderasiatischer Mythen*. In: M. Bernett/W. Nippel/A. Winterling (Hg.), *Christian Meier zur Diskussion*. Stuttgart 2008. 35 ff.

Eine wesentliche Folge könnte die intensive Begegnung mit dem Orient darin gehabt haben, daß vieles bei den Griechen in sich beschleunigende Bewegung geriet. Das nämlich kam im Endeffekt einer breiten Oberschicht zugute (was seinerseits in die Vorgeschichte der Demokratie hineinwirkte). Mit den neuen Erkenntnissen und Techniken wuchsen die Ansprüche, mit den Ansprüchen die Aktivität, die Spannungen und – die Unruhen. Man hat mit starker Zunahme von Reichtum und Armut und in Folge davon mit heftigeren Konflikten zu rechnen. Es taten sich tiefere Parteiungen auf als den Gemeinwesen zuträglich war.⁸ Jetzt begann man, weiter über das unmittelbar Gegebene hinauszudenken. Jetzt bot sich auch Gelegenheit, Herrschaft, die sogenannte Tyrannis zu begründen. Einen welthistorischen Moment lang mochte es so aussehen, wie wenn die Griechen den üblichen Weg vieler anderer Kulturen hätten einschlagen wollen. Die Tyrannen machten sich vielfach nützlich, griffen tatkräftig ein, um Mißstände zu erledigen, um die wirtschaftliche Not, nicht zuletzt die Verschuldung vieler kleiner Landwirte zu beheben. Allein, was auch immer sie konnten – legitimieren oder auch nur institutionell tiefer begründen, geschweige denn vergrößern konnten sie ihre Herrschaften in aller Regel nicht, so daß die nach und nach beiseite zu räumen waren (wie man Schirme zusammenklappt, da man sie, wenn der Regen vorbei ist, nicht mehr braucht).

Es folgte die Geschichte der Neustabilisierung der griechischen Poliswelt. Nachdem die wirtschaftlichen Verhältnisse einigermaßen konsolidiert waren, wurde man allmählich der politischen Not Herr, die sich immer wieder daraus ergeben hatte, daß einzelne Adlige – in mitunter offenem Streit miteinander – willkürlich zu walten oder zu herrschen versuchten. Wie man dem begegnete, ist in den Umrissen klar: Man bemühte sich an verschiedenen Orten, die Angehörigen breiterer Schichten stärker und vor allem regelmäßig an der Politik teilhaben zu lassen. Das ergab ein wirksames Gegengewicht. Es muß aber auch Bestrebungen zur Selbstdisziplinierung der Oberschichten gegeben haben.

Was sich in diesen Worten leichthin feststellen läßt, war in Wirklichkeit ein höchst komplizierter, immer breiter sich auffächernder Prozeß. Denn was alles brauchte eine Polis ohne Monarchen, ohne starke Amtsträger, ohne herrschaftsgeübte Ratskollegien, ohne Polizei, um sich bei vielerlei Unruhe einigermaßen im Gleichgewicht, in einem rechtlich geordneten, Recht sichernden Zustand zu halten?

Starke Präsenz vieler Zugehöriger in der gemeinsamen Öffentlichkeit war gegeben. Denn man lebte im Hinblick auf die Öffentlichkeit. Da dort aber

⁸ Kultur (wie o. A. 3) 80 f.

Streit aufzukommen pflegte, brauchte man zum Beispiel Kompetenzen der Versöhnung. Man brauchte Kenntnisse und Überzeugungen von den Regeln rechten Zusammenlebens, und zwar verbreitet. Man brauchte einen gewissen Druck auf deren Einhaltung. Allgemein gesagt: Man brauchte Fähigkeiten zu stets neuem Ausbalancieren unter den Bürgern. Denn das konnte kaum von außen (oder gar von oben) bewirkt werden, es mußte sich unter ihnen einstellen. Je genauer man diese Probleme verfolgt, um so deutlicher wird zugleich, daß diese Bürgerschaften, die sich selbst tragen mußten, eine ganze Reihe von Antennen, von Weisen des Verstehens, des tieferen Begründens von rechter Ordnung, aber auch Formen des Ausdrucks, der Vergewisserung nötig hatten, um einigermaßen existieren zu können.

Wir finden das alles auch: im politischen Denken, das ganz offensichtlich – und zwar von vielen – dringend benötigt wurde, in der politischen Theologie (die gerade nicht Priestersache war), in der Philosophie (in der dieses Denken Analogien und damit Abstützung fand), in der Wissenschaft. Aber auch in der Lyrik – als Instrument der Balancierung, der Kompensation von Not sowie der Vergewisserung über ethische Grundsätze – sowie in der Darstellung des menschlichen, zumal des männlichen Körpers. Wenn es in der Polis, die sich selbst tragen mußte, wesentlich darauf ankam, daß zwischen den Kräften die richtigen Maßverhältnisse erkannt und beachtet wurden, so hat dem aller Wahrscheinlichkeit nach die intensive Suche nach dem Maß in Zahlenlehre, Architektur und Musik entsprochen. Das eine trieb das andere, und eins bestätigte sich im andern, wie wenn man sich der Richtigkeit der politischen Bestrebungen und Erkenntnisse hätte vergewissern wollen, indem man Entsprechungen auch an andern Stellen vermutete oder verwirklichte. Zugleich mußte sich das Streben nach Rang, nach Herausragen vor den andern (das in der Politik der kleinen Städte vergleichsweise wenig Erfüllung fand, um so mehr in dem von politischen Rücksichten eher freien Resonanzraum der gemeingriechischen Öffentlichkeit) besondere Wege suchen – nicht zuletzt im Sport, im Agonalen, zu welchem es gehörte, daß oft mehr darauf ankam, der Erste zu sein denn Macht zu haben. Das entlastete, das trug zur Stabilisierung bei, wie übrigens auch die spezifische Form des Kriegs. Daß das alles holzschnittartig klingt, ist der Eile geschuldet.

X

X

X

Die Gründung einer Kultur um der Freiheit willen ist es, die sich während der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends unter den Griechen vollzog. „Freiheit“ nicht im modernen Sinne der Freiheitsrechte genommen, die im mittelalterlich/neuzeitlichen Europa den Herrschern, den Regierungen, den

Staaten abgetrotzt worden sind und welche wir heute – in abgestuften Ausmaßen – in unseren gesellschaftlichen Rückzugsräumen genießen.

Nein, was bei den Griechen im Vergleich mit andern Kulturen – speziell in jenem Begriffsfeld, das sich zwischen Freiheit und Herrschaft spannt – als Freiheit zu begreifen ist, ist weniger ein Recht als eine Gegebenheit, eben die Eigenständigkeit, die weitgehende Unabhängigkeit der Grundeigentümer, welche unmittelbar, ohne Herrschaft, ohne viel Delegation von Macht für ihr Zusammenleben, insofern für ihre Gemeinwesen aufkommen wollten. Eben in voller Körpergröße und nicht nur in bestimmten Funktionen sich begegnend. Weitgehend auf sich gestellt, relativ frei von Bindungen (übrigens auch nicht in Verwandtschaftsstrukturen eingepaßt, wie sie etwa in Rom so wichtig waren). Dahin zielte jedenfalls die vorherrschende Tendenz. Macht und Verantwortung sollten sich nur bedingt in bestimmten Instanzen sammeln, vielmehr weitgehend – und unmittelbar – unter ihren Teilhabern aufgehoben sein.

Im Unterschied zum Staat war die Polis durch diese Freiheit konstitutiv mehr oder weniger festgelegt. Daß solche Tendenz nicht unbedingt zum Ziel führt (sich auch nicht überall entfalten kann), versteht sich von selbst, aber aufs ganze gesehen ist sie durchgehalten worden. Und daraus erwachsen die Probleme, auf die die griechische Kulturbildung antwortete, derentwegen sie so vieles, was sie damals hervorbrachte, brauchte.

Gewiß hatten die griechischen Frauen an den politischen Rechten keinen Anteil. Gewiß hatten die Griechen Sklaven, also Unfreie. Eins wie das andere gehörte zu den Voraussetzungen dieser männerbündischen Poleis. Und wenn unter deren freien Zugehörigen nicht jeder gleich abkömmlich war, so war doch der Kreis derer, die das waren, nicht klar abgegrenzt. Und vielfach führte gerade die Freiheit, genauer gesagt der Mißbrauch, den manch einer davon machte, dazu, daß zumindest die Angehörigen der Mittelschicht gebraucht wurden und erfolgreich danach drängten, regelmäßig und wirksam in der Polis mitzusprechen. Bis schließlich, in der Demokratie, auch die Unterschichten in diese Lage kamen.

Natürlich waren mit dieser umfassenden und das Ganze des Gemeinwesens bestimmenden Freiheit Risiken verbunden. Zwar suchte man Recht und Eigentum durch Gesetze, Gerichte, Eide von Amtsträgern etc. zu sichern. Aber von der Sekurität, die der Staat zumindest streckenweise vermitteln kann, war man weit entfernt. Es zeichnete diese Freiheit aus, daß die Spielräume des Handelns, auch die des Sich-Entfaltens der Persönlichkeiten relativ groß waren. Daß die Leidenschaften ziemlich unvermittelt losbrechen konnten. Daß es zahlreiche Konflikte gab, die unter Umständen gewaltsam ausgetragen wurden. Mehrheiten konnten gnadenlos gegen einzelne vorgehen, Gemeinwesen

bis zum Bürgerkrieg gespalten und zerrüttet werden. Ehrgeiz und Risiko hielten sich die Waage. Man mußte schon einige Aktivität entfalten, um sich jeweils zu behaupten. Aber es konnte eben auch gelingen, in Freiheit die Gemeinwesen neu zu stabilisieren, Verantwortung zu wecken und wachzuhalten.

X

X

X

Die so eigenartige Kulturbildung der Griechen hatte zur Voraussetzung, daß keine Macht, weder von außen noch aus dem Innern der Ägäiswelt, ihre Poleis nötigte, in größerem Stil Außenpolitik zu treiben. Trotz aller, aber doch fast immer auf die engere Nachbarschaft sich beschränkender Kriege, trotz einzelner Abhängigkeiten, trotz kurzfristig gebildeter kleiner Seereiche. Die Ägäis war ein weltpolitisches Vakuum.⁹ Die Hunderte von Griechenstädten konnten in ihr im wesentlichen für sich sein, in lockerem Nebeneinander, eher Gehäuse des Zusammenlebens ihrer Bürger als Subjekte einer Außenpolitik und weithin mit sich selbst beschäftigt. Sie mußten sich nicht in einem übergreifenden Spannungsfeld behaupten, in intensiv betriebener Politik, die sich dann doch wohl unvermeidlicherweise in tiefere innenpolitische Parteierungen verlängert hätte. So war es möglich, daß sich die Mitglieder der – über die Städte hin sich erstreckenden relativ breiten – griechischen Oberschicht so frei entfalten konnten, auf Muße, Gastlichkeit, Sport und Spiel, Eleganz des Auftretens, Dichtung und Weisheit sich ausrichtend. Wohl in lokalen Affären sich engagierend, wohl an Politik interessiert, aber doch keineswegs darin aufgehend.

Nur an einer Stelle war es anders, auf der Peloponnes, wo Sparta nicht nur eine sehr schlagkräftige Armee aufgebaut, sondern sich mit den meisten Gemeinwesen verbündet hatte und weit über seine Grenzen hinaus Politik machte. Indes geschah das alles in konservativer Absicht. Um nämlich die eigene innere Ordnung (und zugleich die der andern) zu sichern. Es ging davon keine Bedrohung für die Poliswelt im ganzen aus.

⁹ Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die großen Reiche damals allesamt weit entfernt hinter den Küsten des östlichen Mittelmeers zuhause waren. Indes ist es doch auffällig. Denn gleich hinter der Küste Kleinasiens begann das Königreich der Lyder, das seinerseits am Spiel der Mächte in Mesopotamien und Ägypten zumindest zeitweise durchaus teilhatte. Seit der Mitte des siebten Jahrhunderts hatte es an Macht gewonnen. Verschiedene Griechenstädte an der dortigen Küste sowie auf den vorgelagerten Inseln hatte es sich unterworfen; Thales von Milet hatte sich vergeblich bemüht, sie zu überreden, sich zu einer großen politischen Einheit zusammenzuschließen, um den Lydern standzuhalten (Herodot 1,70). Offenbar jedoch war die lydische Herrschaft nicht wirklich drückend; man scheint sich damit arrangiert zu haben. Folglich störte sie die Poliswelt nicht, jedenfalls nicht nachhaltig. Politisch war sie zumal nach Osten ausgerichtet. An der Ägäis hatte sie keinen irgend nennenswerten Gegner, so daß der dortige Raum ein weltpolitisches Vakuum bleiben konnte.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts aber zeitigte der Prozeß der Stabilisierung der Polis-Ordnungen ein Ergebnis, das dieses lockere Gefüge von innen her in Frage zu stellen drohte. Damals nämlich organisierte Kleisthenes von Athen die Bürgerschaft seiner Vaterstadt völlig neu. Wie an anderen Stellen ging es darum, die Angehörigen breiterer Schichten im Zentrum präsent zu machen, gleichsam eine Vorstufe der Demokratie einzurichten. Anders als sonst jedoch führte das in der mit Abstand größten griechischen Bürgerschaft dazu, daß die Machtverhältnisse an der Ägäis in Bewegung gerieten. Kräfte, die brachgelegen hatten, weil sie zersplittert waren, schossen zu einer Einheit zusammen. Je größer die Entfernungen, je höher der Aufwand, sie zu überwinden, um so mächtiger scheint die Dynamik gewesen zu sein, mit der sich die – erstmals als Gesamtheit sich erfahrende – Stadt jetzt auflud. Entsprechend das Selbstbewußtsein. Und die Vorbildwirkung.

Die Spartaner waren alarmiert. Sie setzten verschiedene Hebel an, um die Reform zu vereiteln. Vergeblich. Damit wurden die Athener nur angestachelt. So drohte über kurz oder lang eine Konfrontation zwischen der alten und der neuen griechischen „Großmacht“. Es ist keineswegs auszuschließen, daß dabei nicht nur das weitgehende Für-sich-Sein vieler Poleis, sondern auch die weltpolitische Isolation des Ägäisraums an ihr Ende gekommen wäre. Denn es lag nahe, daß irgendwer die Perser irgendwann um Beistand gebeten hätte.

Das in der Mitte des sechsten Jahrhunderts begründete persische Weltreich beherrschte seit 546 Kleinasien, inklusive der dortigen Griechenstädte. Es hatte sich auch verschiedene der vorgelagerten griechischen Inseln unterworfen, aber nie auf das westlich davon gelegene Festland übergegriffen. Sein Ehrgeiz, es zu erobern, scheint begrenzt, sein Eingreifen eher punktuell gewesen zu sein. Jetzt hätte sich das ändern können.

Wie es jedoch auch gekommen wäre, die griechische Kunst, Literatur und Wissenschaft hätten sich vermutlich auf den Bahnen, die sie einmal eingeschlagen hatten, weiter entfaltet. Übrigens selbst dann, wenn die Perser die Griechen auf der Balkanhalbinsel vereinnahmt hätten. Denn sie waren tolerant, ja lernfähig. Sie waren auch bereit, Vorformen der Demokratie in ihrem Reich zu dulden. Sie pflegten die Untertanen zu nehmen, wie sie waren, ihnen nur gewisse Gehorsamspflichten und Tribute aufzuerlegen (wobei gelegentliche Willkürakte nie auszuschließen waren). Heraklit hatte seine Lehren im den Persern unterworfenen Ephesos ebenso entwickelt wie es Anaximander und Hekataios im persisch dominierten Milet getan haben. Warum sollte für Bildende Kunst, Lyrik, Malerei und Architektur anderes gelten?

Allein, statt daß sie gleichsam in gleitendem Übergang in größere Konflikte geraten wären, wurden die Griechen aufgeschreckt und in aller Plötzlichkeit schwersten Bewährungsproben ausgesetzt – durch Angriffe der Perser. Sie

waren letztlich veranlaßt durch einen leichtsinnig vom Zaun gebrochenen Aufstand der kleinasiatischen Griechenstädte. Da Athen denen, nicht weniger leichtsinnig, zu Hilfe gekommen war, sah sich der Perserkönig bemüßigt, dafür Rache zu nehmen.

Die Kriege, die sich daraus ergaben, sowie die sehr weitreichenden Folgen, die sie nach sich zogen, haben die Griechen, insbesondere die Athener, vor ungeheure Herausforderungen gestellt. Weit über das Politisch-Militärische hinaus. Dahin zielt zumindest meine These.

X

X

X

Im Jahr 490 entsandten die Perser nur ein Expeditionsheer, insbesondere gegen die Athener. Die mußten sich fragen: Sollten sie sich ergeben, sich hinter der Mauer verteidigen oder dem Feind in offener Feldschlacht entgegentreten? Sie wählten das dritte und schlugen das persische Expeditionskorps 490 bei Marathon. Was die Sache nur schlimmer machte.

Die Perser beschlossen darauf, sich des gesamten griechischen Festlands zu bemächtigen. Der Großkönig schickte Gesandte, um die einzelnen Städte zur Unterwerfung aufzufordern. Gar nicht wenige waren dazu bereit, nicht nur wegen der persischen Übermacht. Andere waren zur Abwehr entschlossen, in vorderster Front Athener und Spartaner. Während diese das Problem konventionell im Sinne der Landkriegsführung verstanden, schlugen jene einen ganz neuen Weg ein. Sie konnten genügend Distanz zu den militärischen Üblichkeiten gewinnen, um zu sehen, daß man im Ägäisraum dem Feind zumal zur See entgegentreten hatte. Also rüsteten und bemannten sie in aller Eile eine große Flotte und trainierten den Seekrieg. Aber damit nicht genug.

Schließlich waren sie in der Lage, die ganze Stadt auf die Füße, die Esel, die Räder, die Planken zu versetzen – denn sie ließ sich nicht verteidigen. Man mußte sie räumen, damit die Männer frei waren, dort zu kämpfen, wo es nötig war. Auch das war völlig ungewöhnlich, wenn nicht ein Sprung über den eigenen Schatten. Mit Hilfe der Flotte aber war es den Griechen möglich, bei Salamis zu siegen, 480/479 zogen sich die Perser nach einer verlustreichen Landschlacht aus der griechischen Halbinsel zurück. Die von ihrem Unterwerfungsplan ausgehende Herausforderung war aufs glänzendste pariert.

Zwei Fragen blieben: Würden die Perser sich damit abfinden oder würden sie wiederkommen? Und: Was sollte nun mit den ihrer Herrschaft unterworfenen kleinasiatischen Griechenstädten geschehen? Drohte ihnen vielleicht stärkere Unterdrückung durch die Perser? Oder, was sich im Rausch des unverhofften, großartigen Siegs nahelegen mochte, konnte man sie vielleicht gar befreien?

Die Griechen gelangten hier sichtlich an eine Schwelle. Die Spartaner plädierten dafür, diesseits zu bleiben, nämlich denen auf dem griechischen Festland, die sich im Krieg den Persern angeschlossen hatten, Stadt und Land zu nehmen und dort die kleinasiatischen Griechen anzusiedeln. Sieht man von der Frage ab, wie viele von denen das gewollt hätten, was die Zehntausende von Vertriebenen hätten machen sollen und was alles an Störungen davon hätte ausgehen können, hatte der Vorschlag einiges für sich: Die Welt der vielen selbständig nebeneinander lebenden Poleis konnte – wenn auch im Osten amputiert – fortbestehen wie gehabt. Und man mochte hoffen, darüber ein Arrangement mit den Persern treffen zu können.

Die Athener dagegen wollten nach anfänglichem Zögern die Schwelle überqueren, also den Krieg auf die andere Seite der Ägäis hinübertragen, die dortigen Griechenstädte befreien. Verschiedene Gründe sprachen ihnen dafür. Sie mögen auch daran gedacht haben, daß die Griechen auf diese Weise eine gewisse Geschlossenheit bewahren (oder überhaupt erst herstellen) konnten, um für die Zukunft persische Einflußnahmen auf diese oder jene Stadt auszuschließen.

Es wurde ein „Seebund“ gegründet, der unter Athens Führung den Kampf fortsetzen sollte. Alle Teilhaber hatten bei Bedarf Truppen zu stellen, zusätzlich Schiffe, konnten statt der Schiffe aber regelmäßige Beiträge zahlen, mit denen Athen dann seine Flotte finanzierte. Trotz aller Gleichberechtigung hatte die Stadt die Führung. Und sie nahm die Zügel straff in die Hand; als Vorkämpfer griechischer Freiheit (ganz wie sie es drei Jahrzehnte später auf dem Parthenon darstellte, wo Kämpfe gegen Giganten, Kentaurer, Amazonen und Trojaner ausgetragen wurden, allesamt Feinde, die, sei es keine Menschen, sei es keine Männer, sei es keine Europäer waren – und gegen die offenbar die Lebensformen griechischer Zivilisation seit eh und je hatten verteidigt werden müssen. Wie jetzt gegen die Perser). Sparta dagegen und seine Verbündeten auf der Peloponnes schieden aus dem Krieg aus. Die Befreiung der persisch beherrschten Griechenstädte gelang. Die Perser wurden verschiedentlich geschlagen.

Griechischer Polis-Eigenart gemäß zog nun aber der so sehr verstärkte, erfolgreiche, regelmäßige Einsatz der athenischen Flotte die politische Aufwertung jener Bürger nach sich, die sie – zum guten Teil zumindest – ruderten, also der Männer aus der (ansonsten wenig geschätzten) Unterschicht. Das Recht, an Volksversammlungen teilzunehmen, hatten sie ohnehin. Jetzt mußte ihre neue Rolle, mußten ihre Erfolge sie ermuntern, selbstbewußt und kräftig davon Gebrauch zu machen. Sie taten es auch im eigenen Interesse. Denn die Führungsrolle ihrer Stadt gab ihnen zu verdienen. Und sie waren ungebunden genug, sich dem hinzugeben. An Politikern, die sie darin bestärkten

(um sich dann auf sie zu stützen), konnte es kaum fehlen. Denn es kamen damals stärkere politische Gegensätze auf.

Nicht unmittelbar in Folge, aber eben auch nicht unabhängig davon, wurde in Athen Ende der sechziger Jahre, eine halbe Generation nach Abschluß des Seebunds, Demokratie hergestellt. Das geschah dadurch, daß dem Adelsrat auf dem Areopag sein politischer Einfluß genommen wurde. Er hatte sich, so scheint es, in der höchst anspruchsvollen Kriegs- und Außenpolitik der Zeit nach dem großen Perserkrieg vielfältig bewährt. Wohl faßte auch damals die Volksversammlung die Beschlüsse etwa über Krieg und Frieden sowie über Verträge. Doch spricht alles dafür, daß der Areopag sie kraft Autorität weitgehend bestimmt hat. Künftig aber war die Volksversammlung samt dem ihr zugeordneten zweiten Rat wirklich frei, ganz von sich aus alle Entscheidungen zu treffen, also die Stadt zu „beherrschen“.

Im Seebund wie gegen die Perser hatten die auf den Areopag sich stützenden Politiker eine entschiedene Politik getrieben. Doch hatte sie eine offene Flanke gegenüber Sparta. Konnte sich die alte griechische Vormacht den Machtgewinn Athens auf die Dauer gefallen lassen? Führende Politiker waren spartafreundlich genug, um diese Frage zu bejahen. Andere jedoch waren skeptisch und fanden, man müsse sich gegen Sparta sichern, indem man ihm entgegenwirkte. Sobald sie den Areopag entmachtet hatten, hatten sie freie Hand.

Was sich nach dem Perserkrieg unter den Griechen abspielte, läßt sich in wenigen Sätzen verallgemeinern: Wenn sich ein kleines Volk, noch dazu aggressiv, an der Peripherie einer Weltmacht behaupten will, bedarf es einer verlässlichen Zusammenfassung seiner Kräfte. Wenn es in eine Vielzahl kleiner Gemeinwesen gegliedert ist (und bleiben will), läßt sich dies nur vermittels eines Bundes erreichen. Dazu waren zahlreiche griechische Poleis erstaunlicherweise bereit und in der Lage. Soll der Bund zusammenhalten, braucht es eine Vormacht. Und wenn diese Vormacht als griechische Polis ihre Rolle auf der Ägäis mit einer Flotte nach Kräften wahrnehmen will, geht das kaum anders, als indem sich in ihr Tendenzen in Richtung auf eine Demokratie herausbilden. Straffe Führung nach außen und weitgetriebene demokratische Freiheit im Innern der führenden Macht gehörten im Endeffekt zusammen. Und eins steigerte das andere.

Freilich hat der Druck von seiten der Perser bald deutlich nachgelassen. Sie waren zu wenig interessiert an den seltsamen Nachbarn, die sie im Westen hatten. Hatten auch anderes zu tun. Eben dadurch ergab sich aber eine innergriechische Folgeproblematik, und die war vermutlich schon bei der Entmachtung des Areopags ausschlaggebend.

Jetzt kam nämlich hier und da bei den Griechen die Frage auf, ob man den Seebund überhaupt noch bräuchte. Allein, wenn eine Stadt sich von ihm

lossagte, zwang Athen sie gewaltsam und unter schmerzhaften Auflagen in den Bund zurück. Der Bund nahm Züge einer Herrschaft der führenden Stadt an. Da die Athener keineswegs gesonnen waren, ihre Vormachtstellung aufzugeben, mußten sie sich gegen die andern absichern.

Jeder einzelnen abtrünnigen Stadt war Athen überlegen. Zum Zusammenschluß mehrerer Städte gegen Athen konnte es so leicht nicht kommen. Nur von einer Seite drohte Gefahr. Das war eben Sparta. Im Verein mit ihm konnte der Abfall einer Stadt breitere Kreise ziehen. Leicht war das gleichwohl nicht. Es mußte einiges zusammenkommen. Aber 464 scheint eine Polis im Vertrauen auf Sparta mit Athen gebrochen zu haben. Nur konnte Sparta nicht helfen, da es im eigenen Land durch einen Aufstand bedroht war.

Auf die Dauer jedoch ließ sich die Konfrontation nicht vermeiden. Ja, Athen scheint sie geradezu gesucht zu haben. Es führte zeitweilig einen Zweifrontenkrieg. Doch überschätzte man die eigenen Kräfte (und die – vorübergehende – Gunst der Situation). Endlich mußte man mit Persien (449) und Sparta (445) Frieden schließen. Keiner hatte siegen können; keiner war besiegbar.

Nun war der Seebund endgültig überflüssig geworden. Da Athen ihn aber nicht aufgeben wollte, wurde er vollends zu einer Herrschaft, Perikles sprach bei Thukydides gar von Tyrannis der führenden Stadt. Sie zu erwerben sei vielleicht ungerecht, sie dranzugeben gefährlich. So konnte Athen nicht mehr zurück. Im Peloponnesischen Krieg (431/404) versuchte es nochmal, sich in einem großen Krieg wenigstens als unbesiegbar zu erweisen; was schließlich fehlging. Weniger weil seine militärischen Kräfte nicht ausgereicht hätten, als weil es sie jetzt geradezu maßlos überschätzte und leichtsinnig aufs Spiel setzte.

X

X

X

Um den ungeheuerlichen Herausforderungen zu begegnen, denen sie sich konfrontiert sahen (und zusätzlich konfrontierten), hatten die Athener unglaublich viel einzusetzen und zu leisten; Mittel, Zeit, Kraft und Menschenleben; Intelligenz, Durchhaltewillen und einiges mehr. Das Wagnis der radikalen Demokratie war schweißtreibend und warf eine Menge von Problemen auf. Nicht minder der so plötzlich einsetzende rasche Wandel aller Verhältnisse, den man so gar nicht gewohnt war. Immer wieder kam es zu dramatischen Zuspitzungen, waren schwierigste Entscheidungen zu treffen.

Die Athener haben es in einer Art Dauermobilisierung mit allem aufgenommen. Haben sich jahrzehntelang auf einer unwahrscheinlichen Höhe von Macht gehalten. Offensichtlich riefen die Beanspruchungen (samt deren erfolgreichem Bestehen) stets neue Kräfte hervor. Man hat das, zumindest

wenig später, auch so empfunden. Perikles' Neffe Alkibiades erklärt bei Thukydides im Jahre 415, wenn die Stadt ihrer Art und ihrem Brauch treu bleibe und ihre Herrschaft immer weiter ausdehne, gewänne sie neue Erfahrung und Wehrhaftigkeit. Verharre sie dagegen bei dem, was sie habe, werde sie vergreisen und bald von andern beherrscht werden.¹⁰

Schon im Perserkrieg hatten die Athener nach Thukydides mehr dank Wagemut als dank Kraft gesiegt.¹¹ Erfolg weckte Zuversicht und die wieder führte zu Erfolgen¹², zumal Athen den andern lange weit voraus war. „Wagende auch über das eigene Vermögen, Gefahrläufer auch über vernünftiges Erwägen hinaus“, sollen die Athener gewesen sein¹³. Was ihnen an Kraft fehlte, mußten sie durch Schwung, durch Dynamik ersetzen. Wo Rom seine Bürgerschaft vergrößern konnte, um in immer weiteren Bereichen eine sichere Herrschaft zu begründen, konnte Athen nicht aus seiner griechischen Haut heraus. Der Rahmen seiner Bürgerschaft war vorgegeben, es hat ihn damals sogar noch weiter verengt.

Es war eine höchst komplizierte Lage, in die Athen als griechische Stadt geriet. Einerseits griff (und schweifte) es jahrzehntelang weit über die Grenzen hinaus, die einer griechischen Polis gesetzt waren. Mit Riesensprüngen entfernte es sich von der überkommenen Poliswelt. Kein Fest, heißt es, kennten die Athener als das Notwendige ins Werk zu setzen.¹⁴ Die Ordnung war auf den Kopf gestellt. Der Alltag wurde zum Fest. Statt daß sie die Ruhe garantiert hätte, fungierte die mächtigste Stadt als Störenfried. Andererseits fanden sich in Athen wesentliche Eigenarten der Polis aufs äußerste gesteigert. Die effektive Beteiligung der Bürger an der Polis zum Beispiel, die „Politisierung“, also Einbeziehung in die aktive Polisbürgerschaft auch jener Schicht, die fast keinen Anteil an dem hatte, was für Poliszugehörigkeit eigentlich bestimmend gewesen war, nämlich Grundeigentum. Einer Schicht zudem, die für ihre Beteiligung subventioniert werden mußte (und um so stärker auf Mehrung der attischen Macht und Mittel aus war). Was dann zugleich jenes hohe Maß an Freiheit heraufführte, für das die Stadt berühmt wurde. Zwischen Überkommenem und Gegenwärtigem, zwischen Hergebrachtem und Angebrachtem, zwischen Sein und Sollen tat sich eine tiefe Kluft – und Spannung – auf.

Das ganze Ausmaß und die Eigenart des intellektuellen und psychischen Stresses, dem die attischen Bürger ausgesetzt waren, ist schwer abzuschätzen.

¹⁰ 6,18,6.

¹¹ 1,144,4.

¹² 4,65,5. Vgl. Ch. Meier, Sieger, Besiegte oder wer schreibt die Geschichte? In: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 2009. 134 ff.

¹³ Ebd. 1,70,3.

¹⁴ Ebd. 1,70,8.

Die beispiellosen, über alles Gewohnte weit hinauslangenden Erfolge mochten ebenso beängstigend wie aufputschend sein. Bald mochte sich das eine, bald das andere in den Vordergrund drängen. Indem man jenseits des Gewohnten operierte, tat sich der Zweifel auf, ob man sich noch innerhalb des Erlaubten bewegte, ob man nicht der Hybris, der Vermessenheit, der „Überschreitung“ anheimgefallen war.

Nicht nur von der Vergangenheit her, in der zumindest die Älteren zunächst noch wurzelten, sondern auch unter den übrigen Griechen mußten jene Erwartungen an Gerechtigkeit wie an die Regeln des Zusammenlebens noch lebendig sein, aus denen heraus die Konsolidierung des Polislebens (und der Polswelt) erfolgt war. Derlei war besonders wichtig, wo die Bürger die Gemeinwesen unmittelbar miteinander ausmachten. Die Regeln müssen im Glauben an die Götter – und in der Furcht vor ihnen! – verankert gewesen sein. Das war in Freiheit und Verantwortung vorausgesetzt. All das mußten die Athener hinter sich lassen.

Wir kennen in der Weltgeschichte kein anderes Beispiel dafür, daß eine Bürgerschaft in ihrer ganzen Breite, in konsequenter Demokratie über Jahrzehnte hinweg Großmachtspolitik getrieben hat. Wissen wir eigentlich, was das bedeutet, voraussetzt und zur Folge hat? Daß die Volksversammlung gut alle zwei Wochen zusammentritt, um wirklich über die Politik – und vielfach über große Politik – zu entscheiden? Aber nicht nur das. Denn diese Bürgerschaft herrschte ja nicht nur, indem sie gemeinsame Beschlüsse faßte, sondern auch, indem repräsentative Ausschnitte aus ihr, nämlich die rasch einander ablösenden Mitglieder des Rats der Fünfhundert, die Geschworenen in den Gerichtshöfen, ja die – zumeist für kurze Frist erlosten – Inhaber vieler Ämter vorbereitend, kontrollierend, ausführend maßgeblichen Anteil daran hatten. Stets neu ging es um Krieg und Frieden, um Kriege zum Beispiel, die verlust- und folgenreich, unter Umständen langfristig und in weiter Ferne zu führen waren. Es ging um Rüstung, um das Ersinnen immer neuer Mittel zur Sicherung und zum Ausbau der Herrschaft, das Schicksal von Verbündeten etc.

Dazu brauchten diese Bürger nicht nur vielerlei Sachkenntnis, sondern auch Maßstäbe zu ihrer Beurteilung. Sie mußten sich um Orientierung bemühen, mußten mitkommen mit all den Veränderungen, welche Athen selbst wie große Teile Griechenlands damals erfuhren. Veränderungen übrigens, die sich auch in der raschen Folge von Generationen ausgedrückt haben müssen: Jede wuchs mit neuen Selbstverständlichkeiten (und immer mehr auch sich steigenden Annahmen eigener Erfolgshaftigkeit) heran und mußte sich ihr Gleichgewicht im Ungewohnten suchen.

Urteilsfähigkeit aber setzt, schon damit man nicht ins Schwimmen gerät, Verstehen voraus, das heißt In-Einklang-Bringen mit anderem, was man weiß

oder glaubt. Was man zu tun versucht ist (oder tut), mit dem, wovon man weiß, daß man es zu tun oder zu lassen hat. Im Fall Athens auch das, was man erreichte, mit dem, wovon man herkömmlich meinte, daß es menschenmöglich sei. „Wer bei Verstand ist, beurteilt“ – wie es bei Sophokles¹⁵ heißt – „das Neue nach dem Alten“, sonst falle man dem, der gerade spricht, anheim. Womit eine im Bewußtsein der Zeit nur allzu präzise Gefahr benannt ist, die in einer Versammlungsdemokratie besonders aktuell war; in einer Großmacht, die auf längerfristig ausgerichtetes Bedenken ihrer Politik angewiesen war, doppelt und dreifach. Was aber macht man, wenn das Alte sich verflüchtigt? Mit all dem muß sich im damaligen Athen eine Problematik aufgeworfen haben, die weit über das Politische und Militärische sowie das ihm unmittelbar zugeordnete intellektuelle Lernen und Durchdringen der Materien hinausreichte, so etwas wie eine tiefe mentale Beunruhigung.

X

X

X

Die Athener setzten, so Thukydides¹⁶, Leib und Leben für ihre Stadt ein, als ob sie ihnen nicht gehörten. Da waren sie gleichsam nur einer unter vielen andern. Ihre *gnómē* hingegen gebrauchten sie als ihren persönlichsten Beitrag, um für die Stadt etwas zu leisten. *Gnómē* heißt Einsicht, aber auch, was aus Einsicht bei einigermaßen Konsequenz erwachsen kann, nämlich Erkenntnis, Urteil, Entschluß. Otto Regenbogen übersetzt das Wort mit „Einsicht und Entschlußkraft“. Darin also wollten sich die Athener, einer vor dem andern, hervortun. Sie müssen demnach mit aller Wachheit, Sensibilität und Aufmerksamkeit bei der Sache gewesen sein; keineswegs nur als Beschließende und Ausführende, sondern auch als Mitdenkende, -fragende, -planende, als Inspirierende der Politik. Und Thukydides zählt das zu den Ursachen ihrer großen Erfolge. Wenn diese interessante Feststellung unwahrscheinlich anmutet, so ist das also kein Einwand gegen ihre Glaubwürdigkeit. Was durch sie begründet wird, ist ebenso unwahrscheinlich, jedoch aufs beste bezeugt: Athens über viele Jahrzehnte behauptete außerordentliche Macht.

Mit dem Bürgersein, das gehörte ja schon länger zur Polis, verknüpfte sich Verantwortungsbewußtsein samt verschiedenen seiner Voraussetzungen. Anders hätten diese gewagten Gemeinwesen sich nicht halten können. Das

¹⁵ Oidipus Tyrannos 915 f. Vgl. Thukydides 3,82,2, freilich für Kriegszeiten.

¹⁶ Thukydides 1,70,6. Dieses hier mehrfach zitierte Kapitel ist Teil einer Rede, in der Thukydides die Korinther den Spartanern die Athener in gewissem Sinne als Vorbilder hinstellen läßt. Ärger und Faszination, ja Bewunderung sind dabei eigenartig gemischt, wobei letzterer der Historiker vielleicht zu sehr die Zügel hat schießen lassen. Das ändert aber kaum etwas an der Richtigkeit seiner Beobachtungen.

Bedürfnis nach Rechenschaft war stark, ebenso das nach Selbstvergewisserung (wie es etwa in der Lyrik zu greifen ist, wie es in den Festen bedient werden mußte).

Allein, sollten sich Wachheit und Sensibilität auf das Politisch-Pragmatische beschränkt haben können? Oder besser: wie weit war das Politisch-Pragmatische für die damaligen Athener, zumindest in der ersten Generation nach dem Perserkrieg, als Bereich für sich überhaupt wahrzunehmen?

Griechische Bürgerschaften waren bei aller Routine, die sie sich zugelegt haben müssen, keine Vereine von Routiniers, für die das Politische ein eigener, für Außenstehende nicht immer leicht einsehbarer Diskurs mit bestimmten Regeln und Abschirmungen gegen die Vielfalt, die Komplexität des außerhalb ihrer Kreise sich Vollziehenden war. Es war ja auch, bis in die Einzelheiten hinein, nicht Sache begrenzter Kreise, welchen es um eigene Macht geht und die sich zudem für so etwas wie den Staat hätten halten können, sondern der Gesamtheit, und zwar regelmäßig. Sofern sich die attischen Bürger mit Politik – mit den entscheidungsbedürftigen Seiten ihres Zusammenlebens sowie mit den Erfordernissen ihrer Herrschaft – beschäftigten, waren sie keine anderen als sonst; kaum abgehoben, kaum einer besonderen Sphäre zugehörig. Sie kamen in Rat und Volksversammlung aus ihren Nachbarschaften, von Haus und Hof, Werkstatt und Laden, aus dem alltäglichen Umgang miteinander und kehrten dorthin zurück. Dort war ihr Alltag (auch wenn Politik ihn vielfach durchdrang). Und sie waren vielfach kleine Leute.

Gewiß, es werden sich – bei der Fülle und Häufigkeit der Wiederkehr hochpolitischer Anforderungen – gewisse Grundsätze und Verfahrensweisen der Politik eingestellt haben. Wo jedoch eine ganze Bürgerschaft damit beschäftigt ist, wo Politik die Mitte des Lebens und Zusammenlebens einnimmt, wo sie eingebettet ist in den Alltag so vieler Bürger – wie weit kann sie sich da so leicht aus dem Bereich allgemein menschlicher Probleme abheben? Anders gesagt: War das Politische für die attischen Bürger jener Zeit nicht wesentlich eine besonders intensive Form dessen, womit Menschen in ihrem Zusammenleben stets konfrontiert sind, mit Angst und Zuversicht, Gerechtigkeit, Treue zu sich selbst, Vernunft und Verblendung etc.?

Es war kein Wunder, sondern im Gegenteil mit der Ausrichtung und Eigenart griechischer Polis-Gemeinden gegeben, daß die Bürger mit solchen Problemen nicht nur im stillen Kämmerlein oder im mehr oder weniger folgenlosen Palaver umzugehen hatten; bald dies, bald das berührend und so rasch wieder darüber hinweggehend wie darauf gekommen. Vielmehr boten die Feste, speziell das der Großen Dionysien mit der Aufführung der Tragödien Gelegenheit, alle möglichen Probleme vor der versammelten Bürgerschaft aufzunehmen. Auf der Basis jeweils neu verfaßter Texte. Und es war, wie schon

lange, der Mythos, an dessen Helden und deren Schicksal man durchspielen konnte, was Menschen erlebten und zu tun und zu leiden hatten.

Mußten die attischen Bürger da nicht, angesichts all des Neuen, des Ungeheuerlichen, was sie bewirkten und erfuhren, mit mancherlei von dem, was sie wußten und glaubten, zu tun bekommen? Tat sich da nicht eine enorme Kluft zwischen diesem und jenem, zwischen der alten Befangenheit in kantonaalem Zuschnitt und den neuen Großmachtfunktionen, zwischen dem Rechten und dem Zweckmäßigen auf? Konnten sie so leicht, indem sie das eine waren oder taten, das andere vergessen? Mußte ihnen, wenn sie sich zurechtfinden wollten, nicht stets neu die Frage aufstoßen, ob sie sich zu Recht in ihrer Lage und in ihrer Politik befanden? Ständig wichen sie von den „Gebräuchlichkeiten der Griechen“ ab, oft weil es gar nicht anders ging; sie waren verpönt als Unruhestifter. Ließ sich das so einfach wegstecken? Oder wenigstens verdrängen?

„Im Innern, dort, wo das Rechte ich weiß“, singt der Chor in Aischylos’ *Agamemnon*, „vollführt mein Herz einen wirbelnden Tanz“. Vor dem „Seherblick des Herzens“ will die Angst nicht weichen.¹⁷ Drückte sich in solchen Worten nicht genau das aus, was die Athener immer wieder an sich erlebten? Dann wäre es höchst bemerkenswert, daß so etwas gleichsam für die regierende Bürgerschaft einer Großmacht öffentlich festgestellt wurde. Was immer daran Poesie war, mußten sie es nicht ernstnehmen und auf sich selbst beziehen? Indem sie in der ihnen gemäßen Unmittelbarkeit der Teilhabe am Gemeinwesen die Dinge zugleich, zumindest im Fest, so nehmen – und ausgesprochen hören – konnten, wie sie sie, und nicht nur als politisch Engagierte, erfuhren? Mußte sie nicht immer wieder einmal die Angst beschleichen vor dem, was ihnen ihr Herz sagte? Oft genug drängten sich ihnen Entscheidungen auf, die eilig waren. Sollten sie da nicht an sich oder anderen jene Erfahrung gemacht haben, die Aischylos im selben Stück vom Chor so treffend beschreiben läßt: „Und wie er sich bog unter das Joch der Notwendigkeit, drehte sich sein Sinn, wandte sein Denken sich schon in gottlose, unreine, unheilige Richtung. Und er entschloß sich und dachte nur noch daran, alles zu wagen“?¹⁸

Und dann die Demokratie! Wie konnte das gutgehen, gerade in dieser großen Stadt mit ihrer Macht und Verantwortung für die Griechen? Das war die pragmatische Frage. Aber es stellte sich zugleich die andere, ob und wie sich das mit den überkommenen Vorstellungen von gottgewollter Ordnung vertrug. Hatte eine Bürgerschaft überhaupt das Recht zu solch willkürlichen

¹⁷ 996 (πρὸς ἐνδίκῳις φησίν) – 997 – 975, zum Teil in der Übersetzung von Peter Stein.

¹⁸ 218 ff. (Übers. Stein). Die Frage, ob er Recht daran tat, muß damit ja aber für keinen schon erledigt gewesen sein.

Eingriffen? Einerseits gewiß; denn nichts schränkte den Radius ihrer Beschlüsse ein. Andererseits – waren nicht gerade deshalb selbstverständliche Grenzen vorausgesetzt, die nicht überschritten werden durften? Durfte man das Unterste zuoberst kehren? Konnten die kleinen Bürger ihre Stadt, ja ganz Griechenland regieren, ohne den aus erfahrenen, gebildeten Männern zusammengesetzten Adelsrat?

Oder weiter: Die Erfolge! Athens Übermacht – mußte die nicht altem, vermutlich nur allzu präsentem Glauben gemäß, die „Eifersucht der Götter“ auf sich ziehen? War sie nicht unheimlich?

Sodann, war das nicht eigentlich Hybris, was Athen praktizierte, indem es immer weiter über die einer griechischen Stadt gesetzten Grenzen hinausgriff? Drohte dafür nicht Strafe?

Schließlich die Vernunft, mit der man jetzt langfristig und weiträumig zu planen und zu wirken begann! Bewegte man sich da nicht allzu leicht auf schlüpfrigem Boden? Wußte man nicht, daß die Götter átē, die Verblendung senden konnten, die einem das Falsche als das Richtige vorgaukelte?

X

X

X

Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß Athen seit den Perserkriegen von einer unerhörten Geschäftigkeit erfüllt war. Politik, Verwaltung und Rechtsprechung nahmen ständig eine Unzahl von Bürgern in Anspruch. Waffen wurden geschmiedet, Schiffe gebaut, der Handel blühte. Von den verschiedensten Seiten strömten Unternehmende, Fachleute, Intellektuelle in der Stadt zusammen. Und immer wieder galt es Krieg zu führen. An sich, sollte man meinen, ein volles Programm.

In der gleichen Zeit aber war es, daß Aischylos, Sophokles und Euripides ihre Tragödien und Aristophanes seine Komödien dichtete und aufführte – und daß sie allesamt auf das lebhafteste Interesse der Bürgerschaft stießen, auf eine Resonanz, wie man sie sich in den meisten anderen Zeiten kaum auch nur erträumen kann. Vielleicht sollte man auch Pindar hier nennen. Herodot erfind die Geschichtsschreibung, Thukydides führte sie auf einen über zahlreiche Jahrhunderte nicht wieder erreichten Gipfel. Bildhauerkunst und Architektur feierten Triumphe, in den kühnen, großen Bauten auf der Akropolis etwa oder in den Werken des Phidias, Polyklets und Myrons (sowie die Malerei in denen des Polygnot). Auf die letzten großen vorsokratischen Denker, Anaxagoras zum Beispiel, Demokrit oder im fernen Westen Parmenides und Empedokles folgten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Sophisten. In ihnen kulminierte eine Summe von höchst intensiven, anspruchsvollen, zum Teil auch

öffentlichen¹⁹ Debatten, das rücksichtslose Durchdenken verschiedenster Bereiche; man schreckte nicht davor zurück, alle Grundlagen des Zusammenlebens und des Glaubens in Frage zu ziehen. Mutwillig, so scheint es. Jedenfalls in unerhörter Freiheit. Wo so vieles seine bis dahin gegebene Selbstverständlichkeit verlor, schien auf einmal nichts mehr sich von selbst zu verstehen, alles relativ zu sein.

Da es in der attischen Demokratie (oder unter den Griechen) keine neue Kraft gab, mit der sich diese Denker hätten verbinden können, auf die hin sie neue Ziele hätten konzipieren, auf die gestützt ihr Denken Halt und Stoßkraft hätte entwickeln können, konnte die Konsequenz daraus nur in der Philosophie gezogen werden; indes erst im vierten Jahrhundert; in einer Philosophie, welche um so radikaler ansetzte, sich weit aus den griechischen Gegebenheiten heraus hob; welche die Stellung des Menschen in der Welt völlig neu zu sehen und zu begründen suchte; derart, daß die daraus resultierenden Fragen bis heute nicht zur Ruhe gekommen sind. Sokrates, der – nach Cicero²⁰ – die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgeholt hatte, scheint durch seine Fragen den Anfang dazu gemacht zu haben.

Was man aus dem Abstand von bald 2500 Jahren feststellen kann, hat seine Entsprechung im zeitgenössischen Bewußtsein. Ein einziges Mal in der Weltgeschichte finden wir nämlich ein (wenn auch entferntes) Äquivalent des neuzeitlichen Fortschrittsdenkens: Eben im fünften Jahrhundert, wo man sich auf den verschiedensten Gebieten eines hochentwickelten Könnens bewußt wurde. Bildhauer meinten, die Grenzen der Kunst zu erreichen. Mediziner stritten sich, ob man eine völlig neue Medizin entwickeln könne und solle oder besser daran täte, auf der alten aufbauend den Rest zu finden, der noch nicht entdeckt sei. In Militärwesen und Handwerk wie in Rhetorik und Kunst war man überzeugt, durch neue Methoden, nicht zuletzt übrigens der Erziehung, ganz neue Möglichkeiten sich zu erschließen. Rückblickend verstand man die elementaren Grundlagen der Zivilisation als großartige Leistungen. „Viel Ungeheures ist, doch nichts ist ungeheurer als der Mensch“, dichtete Sophokles.²¹ Er zählte all die Fähigkeiten auf, die der Mensch sich – für das Bewußtsein der Zeit – erworben hatte. „Vor dem Tode allein, wird er sich kein Entrinnen schaffen. Aus Krankheiten aber, unbezwingbaren, hat er sich Auswege ersonnen“. Er hat Techniken und Künste über alles Hoffen hinaus entwickelt. „Ich singe keine alten Weisen, meine eigenen neuen sind viel besser.

¹⁹ Das ergibt sich etwa daraus, wie sehr Aristophanes in seinen *Wolken* die Kenntnis sophistischer Thesen voraussetzt.

²⁰ Tusculanae disputationes 5,4,10.

²¹ Antigone 332 ff. Übers. in Anlehnung an Schadewaldt.

Jetzt regiert der junge Zeus“, bekundete der Musiker Timotheos²² am Ende des Jahrhunderts.

War das alles bloß gleichzeitig? Nur dem Zufall eines in jener Zeit gehäuften Aufkommens hoher Begabungen zu verdanken? Waren verschiedene Künste und Wissenschaften damals irgendwie allesamt in ihrer Entwicklung gerade auf einem Punkt angelangt, von dem aus es gleichsam nur noch ein paar Schritte zur Entfaltung voller Blüte (sowie zur Herausbildung neuer Zweige) zurückzulegen galt?

Oder waren es erst – vielleicht gar nur – die ungeheuerlichen Herausforderungen des fünften Jahrhunderts (samt der Bereitwilligkeit, es mit ihnen aufzunehmen), die die Griechen dazu brachten, auf den verschiedensten Gebieten Fähigkeiten zu entfalten, welche sonst ungenutzt – oder enger begrenzt – geblieben wären? Fähigkeiten, die mit der Kultur um der Freiheit willen in besonderer Weise gegeben waren, ohne daß sie sich bei geringerer Beanspruchung ausgewirkt hätten?

Ganz konkret gefragt: Sind die damalige Dichtung, Geschichtsschreibung, Bildende Kunst, Architektur sowie die intellektuellen Debatten samt den neuen Ansätzen philosophischen und wissenschaftlichen Fragens also erst möglich geworden als Antworten auf all die Fragen, die die Erfahrung des unglaublichen Aufstiegs Athens (samt allem, was er nach sich zog) damals aufwarf? Was bedeuten würde, daß sie unter anderen Umständen, also bei einem gleichsam viel ruhigeren, kontinuierlichen Gang der Geschichte nicht (oder nur in sehr viel engerem Maße) entstanden wären.

Gewiß, man kann von der archaischen Zeit her verschiedene Linien ziehen. Selbstredend knüpften die Griechen des fünften Jahrhunderts überall an Älteres an. Wie denn auch nicht? Nur – lag es einfach in der Konsequenz dessen, was sie etwa bis ins frühe fünfte Jahrhundert hin entwickelt hatten, wenn sie in dessen weiterem Verlauf so unendlich weit und schnell darüber hinausgingen?

Gewiß auch, Polyklet kam aus Argos, Polygnot aus Thasos, Pindar aus Theben, die großen Sophisten waren allesamt keine Athener, das Zentrum der medizinischen Wissenschaft lag auf der Insel Kos. Und Kunst und Wissenschaft dieses Jahrhunderts waren auch nicht demokratisch. Allein, abgesehen davon, daß der Anteil der Athener an den großen Geistern und Künstlern der Zeit relativ hoch war, hat die Stadt nicht die interessantesten, die aufregendsten, die ergiebigsten unter den griechischen Zeitgenossen angezogen und ihnen

²² Timotheos, In: *Anthologia Lyrica* (Diehl) Fragment 7. Zum Könnensbewußtsein: Ch. Meier, *Entstehung des Politischen bei den Griechen*. Frankfurt 1980 (Taschenbuch 1983 u.ö.) 452 f. Zu seiner neuen Musik: Albrecht Dihle, *Griechische Literaturgeschichte*. 3. Aufl. München 1998. 151 f.

ein Publikum geboten, vor dem die Gedanken der einen zu den Fragen der andern wurden; vor dem man sich bestens zu bewähren hatte; angesichts dessen die Maßstäbe etwa des Argumentierens sich erheblich verschärften? Mußte nicht auch ihr außerordentliches Vermögen, ihre Willkür, die enorme Ausweitung des Möglichkeitshorizonts, all das so erschreckende wie beeindruckende Hinausgreifen über alles Eingeführte weit über ihre Grenzen hinaus mitreißend wirken?

In kurzer Frist geriet ungemein vieles aus den Bahnen, in denen es bis dahin mehr oder weniger hatte laufen – und verstanden werden – können. Die Stadt, die Ordnung, die Götter, die Mythen, also Mensch und Welt präsentierten sich in rasch wechselnden Perspektiven. Die Demokratie wird für nicht wenige ein Rätsel gewesen sein, wenn nicht ein Irrtum. Leichtsinns zeitigte unverschämte Erfolge. Immer wieder schienen alle vernünftigen Warnungen widerlegt zu werden. Um so mehr mochte man sich fragen, ob man der Lage trauen konnte. Wenn Sophokles die menschlichen Fähigkeiten so großartig schilderte, endete er damit, daß sie sowohl zum Guten wie zum Bösen verwandt werden konnten. Zwischen dem, was man zu kontrollieren vermochte, und dem, was geschah und zu geschehen drohte, klafften große Lücken. Manche mochten Abgründe sehen, auf die man, immer höher sich versteigend, zwanghaft zusteuerte, wie es in Sophokles' *Oidipus Tyrannos* hieß.²³

Das alles konnte so beängstigend wie faszinierend sein. Es mochte zur Verzweiflung, doch es konnte offensichtlich auch zu immer neuen Versuchen führen, das neuerdings Erkannte, Geahnte, Befürchtete oder Erhoffte in immer neuen Formen darzustellen, durchzuspielen, zu begreifen. Die Gelingenszuversicht, die sich in Athen so ansteckend breitmachte, konnte wie die Politik, wie die ausschweifenden Pläne, so auch die Bedenken beflügeln, wenn sie etwa intellektuellen und künstlerischen Ausdruck suchten. Alles je auf seine Weise. Durch den seit alters lebendigen Geist des Wettbewerbs angespornt. Vor einem höchst aufgeweckten, fragenden Publikum. In einer Gesellschaft, die dank Freiheit, Verantwortung und Balancebedürfnis besonders auf Selbstvergewisserung angewiesen war. Wo Selbstvergewisserung geradezu institutionalisiert war – zumal im Fest der Großen Dionysien.

Das plastische Menschen- und Götterbild konnte unter diesen Umständen nicht einfach fortgebildet werden, wie es war. Man erfuhr Mensch und Gott anders, freier, unterschiedlicher, auch anmutiger, in der Fülle ihrer Möglichkeiten. Es entstanden Bilder, die zu schön anmuten können, um wahr zu sein – und doch ein wahrer Ausdruck der damals erreichten Umfassendheit der Ausbildung menschlicher Fähigkeiten waren. In den Bauten der Akropolis

²³ 876 ff.

suchte sich der Triumph der Meisterung so vieler Lebensprobleme architektonischen Ausdruck zu schaffen. Je mehr die Ansprüche stiegen, um so anfälliger wurde man für Enttäuschungen. Und auch das wollte zum Ausdruck gebracht werden – bis hin zur totalen Sinnlosigkeit.

Es ist höchst auffällig, wie sehr schon Zeitgenossen des fünften Jahrhunderts das Unwahrscheinliche der damaligen Leistungen und Hervorbringungen empfunden haben. Wenn Thukydides²⁴ urteilte, mehr der Wagemut als die eigene Kraft hätte den Sieg über die Perser ermöglicht, rechnete er mit einer Quelle des Erfolgs, die gleichsam jenseits dessen lag, was den Griechen verfügbar war. Wenn Sophokles²⁵ nicht nur erklärte, die menschlichen Fähigkeiten gingen über das Hoffen hinaus, sondern geradezu von unbezwingbaren Krankheiten sprach, aus denen doch Auswege ersonnen werden könnten, so meinte er offenbar, daß man auch in Wissenschaft und Technik Grenzen überschritt, die nicht nur nach menschlichem Ermessen allem Können gezogen waren. Das war es ja, was gerade diesem Dichter die Menschen so ungeheuerlich, so unheimlich, so gefährlich/gefährdet machte.

Nochmals also: Könnten es Bedingungen solcher (und ähnlicher) Art gewesen sein, die es für die Griechen im fünften Jahrhundert möglich – und nötig – machten, jene Werke hervorzubringen, die so lange als klassisch galten?

X

X

X

Wenn sich diese Fragen überhaupt beantworten lassen, so nur in einer in großem Stil vergleichenden, vielerlei Möglichkeiten abwägenden Betrachtung. Aber mit einigen, vornehmlich fragenden, Hinweisen läßt sich zumindest andeuten, worauf es da vielleicht hinauslief.

Die Tragödie, diese „große Angelegenheit für die ganze festliche Bürgerschaft“,²⁶ bietet höchst aufschlußreiche Beispiele: Aischylos' *Orestie* etwa, eines der gewaltigsten Werke der Weltliteratur, wurde gedichtet angesichts des Umbruchs zur radikalen Demokratie in Athen. Auf der Folie einer quälenden, aller Gerechtigkeit hohnsprechenden Abfolge von Rache, Widerrache und Tyrannis läßt der Dichter verschiedenste Kräfte, die sich eigentlich ergänzen müssen, um Leben zu ermöglichen, in tiefen, grundsätzlichen Gegensatz zueinander geraten. Es erfolgt ein Umsturz von altem zu neuem Recht. Er wird nur möglich und vor allem: die schlimmen Folgen, die er nach sich zieht, lassen sich nur einfangen, indem Götter auftreten und sich

²⁴ 1,144,4. Vgl. 1,70,3.

²⁵ *Antigone* 366 – 363 f.

²⁶ J. Burckhardt, *Griechische Kulturgeschichte* 3. Basel 1957. 189.

bei der Gelegenheit aufs heftigste gegeneinander ereifern. Anders: Was auf Erden geschieht, schneidet so tief in alle Ordnung ein, daß die Götter davon tangiert sind. Zum Teil wohl, indem sie ihre Vorlieben haben, schließlich aber doch vor allem, weil es um Gegensätze geht, die sich in die ganze Welt verlängern. Am Ende wird eine neue ausgeglichene Ordnung gestiftet, vorbildlich für das erschütterte Athen.

Setzt ein solches Werk nicht weit mehr als etwa den Sturz eines Tyrannen oder einen Machtwechsel zwischen Faktionen voraus – eben eine tiefe Kluft zwischen grundsätzlichen Gegensätzen, wie man sie noch nicht gekannt hatte? Eine weit nachhallende Erschütterung? Ein großes bedeutendes Geschehen, weit über die Üblichkeiten der Poliswelt, über all das hinaus, was sich in ihr vielleicht im Lauf der Zeit, allmählich also, hätte einstellen können?

Oder Sophokles' *Antigone*, in der die Erfahrung der Größe und der Ambivalenz menschlichen Könnens ihren, soweit unsere Überlieferung reicht, großartigsten Ausdruck unter den Griechen gefunden hat – mitsamt aller Beschwörung der daraus möglicherweise erwachsenden Gefahren? Dieses Drama, in dem zugleich die Verblendung ihr Werk verrichtet, der alles Planen allzu rasch anheimfällt und die hier einen ganzen Prozeß Pathologischen Lernens eines Staatsmanns vorantreibt, der so aufgeklärt und anmaßend wie eben blind ist; dieses Drama, in dem die Polisherrlichkeit den ungeschriebenen, göttlichen Gesetzen unterliegt? Erstmals wird der Ungehorsam einer autonomen Persönlichkeit (dem man in der griechischen Antike fast nie mehr begegnen sollte) sowie das Recht dazu zum Thema.

In diesem Fall ist kein Ereignis bezeugt, auf das sich das Drama bezogen hätte. Allein, man könnte sich fragen, ob das in ihm zentrale Könnensbewußtsein überhaupt hätte entstehen können ohne die Entfesselung so vieler neuer Kräfte in der Großmacht Athen. Vor allem: Wenn Sophokles die Aufzählung der an sich doch nur nützlichen Errungenschaften des Menschen mit dem Gedanken seiner Ungeheuerlichkeit, schließlich an all das Unrecht verknüpft, das er in seiner Verwegenheit (*tólma*) tun kann – und wenn er anschließend den Triumpfen des Könnens die Unabweisbarkeit der Verblendung entgegengesetzt: Ist damit nicht das ganze Stück auf die Vermessenheit nicht nur eines Tyrannen, sondern des verwegen außer Rand und Band geratenen Athen gemünzt? So sehr, daß seine Entstehung unter anderen Umständen kaum denkbar wäre?

Und weiter: Waren nicht die Vielfalt und der Reichtum der attischen Tragödien wesentlich dadurch bedingt, daß die Tragiker sich gedrängt fanden, ihre Helden, ihre „Stoffe“ in kurzer Frist immer neu, und zwar grundlegend neu zu verstehen? Weil sich eben in Athen und mit Athen, nicht zuletzt mit der dichten Folge der aufwachsenden Generationen alles in so atemberaubender

Schnelligkeit veränderte. Zunächst begegnen uns Helden von großem Format. Sie mögen Fehler begehen und versagen, sie sind doch in große, zumindest der Annahme nach sinnvolle Zusammenhänge eingebunden. Sie fragen nicht, wie sie in ihr Schicksal geraten sind; sie leben – und leiden – es einfach. Dann mehren sich die Fälle, in denen schätzbare Geister statt in ihrer Rolle aufzugehen, erklären, nichts dafür zu können. Der Zusammenhang, in den sie gehören, ist bloß noch eine Konstruktion. Schließlich ist es die totale Beliebigkeit, die Sinnlosigkeit, die sich ereignet. Der einzelne ist aus dem großen Zusammenhang, der ihn gehalten hat, herausgefallen. Wenn er groß ist, ist er (oder sie) es bloß noch aus Leidenschaft, wie etwa Medea. Ja, der Zusammenhang selbst, als der die Welt erscheinen konnte, in dem sie – so oder so – Sinn haben konnte, hatte sich verflüchtigt.

Man muß nur etwa den Kreon der *Antigone* mit dem Pentheus in Euripides' *Bakchen* vergleichen. Der eine bei aller Anmaßung doch ein ernstzunehmender Großer (dem noch dazu die wundervolle Antigone gegenübersteht), der andere ein Schnösel, dem der Dichter jede, und sei es subjektive Berechtigung seines Tuns versagt. Daß bei der Gelegenheit auch die Götter in Zweifel gerieten, konnte kaum ausbleiben.

„Es ist, als hätte die Natur Jahrhunderte hindurch alle Kräfte gesammelt, um sie hier auszugeben“, hat Jacob Burckhardt zum fünften Jahrhundert bemerkt.²⁷ Er spricht vom „raschen und schrecklichen Vorwärtsleben der Polis“, von der „völligen Entfesselung aller Kräfte, auch der falschen“. Offenbar waren die Dichter selbst mit herausgefordert durch all die Beanspruchungen der Stadt und die Weisen, wie sie sie bewältigte; in jener Spannung, in der Erfolge, Angst und Gelingenszuversicht sich gegenseitig steigerten, so befreiend wie beklemmend; und eben damit immer mehr dahin gelangend, das Ausgesetztsein des Menschen darzustellen und zu begreifen.

Ganz anders, als wenn Athen – ohne die Perser, mithin aus der Lage heraus, die sich innergriechisch am Ende des sechsten Jahrhunderts herausgestellt hatte – allmählich vielleicht diesen oder jenen Machtgewinn erzielt und die Griechen sich mit ihren Erwartungen, Vorstellungen und den Weisen ihres Dichtens und Formens ebenso allmählich daran gewöhnt hätten.

Vermutlich ist auch die Entdeckung der Historie in diesem Zusammenhang zu sehen. Das Bedürfnis also und die Fähigkeit, bedeutende, langfristige Veränderungen nicht als gottverfügt oder Vollzug eines so oder so verdienten (oder verhängten) Geschicks, sondern als Menschenwerk zu verstehen. Menschenwerk, freilich nicht im Sinne bewußter Gestaltung, sondern einer langen Reihe von Ereignissen, des – empirisch nachzuzeichnenden –

²⁷ Ebd. 4,172. Vgl. 1,269.

Aufeinanderwirkens also von Menschen, Armeen, Reichen etc. unter vielerlei Zufällen. Beliebig insofern und doch die ganze politische Welt prägend. Daß sich das nicht von selbst versteht, lehrt die Geschichte der monarchisch geprägten Hochkulturen, in der sich – mit Ausnahme Chinas – nichts dergleichen findet (wie wenn Monarchen sich da nicht in die Karten sehen, ja sich und ihr Reich sowie dessen Erhaltung, vielleicht auch Vergrößerung nicht als Ergebnis von Beliebigkeit erscheinen lassen wollten).

War diese Art forschenden Nachvollzugs großer Abläufe überhaupt denkbar ohne die intensive Erfahrung breiter Schichten von Politik, und zwar innerhalb eines großen politischen Feldes (innerhalb dessen die Sache erst zum Problem werden konnte)? Aber vielleicht ist sie damit noch zu oberflächlich genommen. Folglich: war es denkbar ohne den Willen, selbst einer so ungeheuren Begebenheit wie der Entstehung des Perserreichs mit dem Werkzeug empirischer Entschlüsselung zu Leibe zu rücken? Götter hat Herodot zwar nicht völlig, aber doch derart aus der Bewirkung der Grundtatsachen politischer Welt ausgeschlossen, daß ihr Eingreifen allenfalls hilfswiese, als Vermutung erscheint.

Auch ist das Werk des Thukydides unverkennbar durch die exzeptionelle Lage und Politik des Perikleischen Athen bestimmt, ohne sie gar nicht vorstellbar. Ohne die großartige Planung also, die zuschanden wird – an lauter Unzulänglichkeit, nicht zuletzt aber an einer Art zwielichtigem Gesellen, der sich überall unter die Akteure mischt. Thukydides sieht in ihm nicht eine rätselhafte Kraft respektive das Schicksal. Er faßt ihn auch nicht, wie das angesichts so vieler entsprechender Bildungen im Griechischen doch nahegelegen hätte, im Neutrum, also als „das Erwartungswidrige“ (wie es das Gute, das Schöne etc. gibt), sondern im Maskulinum: *ho parálogos* nennt er ihn, den „Denkwidrigen“, den „Unberechenbaren“. Fast scheint er ihn leibhaftig zu sehen. Clausewitz sollte den Zufall später als den „Fremdling“ fassen²⁸, den nicht Dazugehörigen also, der überall im Krieg dabei ist, in großen Anteilen.

Dieser „Denkwidrige“ aber hat im zwischenmenschlichen Geschehen in etwa die gleiche Funktion, welche die in der Tragödie so oft berufene *átē*, die Verblendung im Innern des Menschen ausübt. Konnte also auch er, und das heißt doch wohl die ganze klassische Geschichtsschreibung nur im Widerspiel mit der Menschenherrlichkeit (in diesem Fall der großen politischen Planung) derart konzipiert werden?

Sodann die radikalen Konsequenzen, die griechische Intellektuelle aus der enormen Erweiterung der Spielräume des Handelns und Veränderns zogen.

²⁸ Vom Kriege. Berlin-O. 1957. 55: „Der Krieg ist das Gebiet des Zufalls. In keiner menschlichen Tätigkeit muß diesem Fremdling ein solcher Spielraum gelassen werden ...“

Zum einen im Hinblick auf die Möglichkeiten etwa des Überzeugens von Volksversammlungen durch Argumente, durch Rhetorik, die sich steigern ließen durch methodische Schulung. Nicht zuletzt daraus nährte sich ja das fulminante Könnensbewußtsein. Zum andern führte das eben damit sich auftuende breite Spektrum gegensätzlicher Ansichten zu der Vermutung, nichts sei sicher zu erkennen. Zu allen Argumenten gab es Gegenargumente. Es war, wie wenn Dämme relativer Übereinstimmung gebrochen wären. Wo man zuvor wohl dieses oder jenes Gesetz kritisiert hatte, fand man jetzt, daß alles Recht willkürlich war. Als man nach Orientierung an der – von Menschenwillkür unabhängigen – Natur suchte, sah man sowohl die Gleichheit der Menschen wie das Recht des Stärkeren dort begründet. Alles war eben relativ. Die Gravitationen der Wahrnehmung schlugen um. Und die Intensität der Debatte brachte es mit sich, daß der Schluß gezogen wurde, aller Dinge Maß sei der Mensch. Ob es Götter gebe, ob ihr Wille zu ermitteln wäre oder nicht – wer wollte das wissen (oder gar überzeugend beweisen)? Jeder konnte es nur auf seine Weise feststellen.

Ohne den Umbruch zur Demokratie, also ohne daß Grundlinien der Ordnung zur Disposition gestellt worden wären, und ohne all die Konsequenzen, die sich daraus mit der Zeit ergaben, wären diese radikalen Ansätze kaum möglich gewesen; gewiß auch ohne daß die Großmacht Athen sich ständig vom Hergebrachten entfernt hätte, um das Angebrachte zu tun.

Die Intensität und der Anspruch der damals aufschäumenden Debatten erlaubte es, zumindest im Endeffekt, nicht, irgendetwas einfach wegzubügeln. Was auf der andern Seite Sokrates zu der Einsicht brachte, daß er im wesentlichen nichts wisse, einer Einsicht, an der, so oder so, auch andere, auch Sophisten teilhatten – die sie dann aber in vielem übersprangen, während er grundsätzlich darauf beharrte.

Am Ende war, zumindest für die intellektuelle Debatte, all das abgetragen, was bis dahin mit Selbstverständlichkeit das Bestehende gedeckt hatte. Parallel dazu vollzog sich der Niedergang Athens im Peloponnesischen Krieg. Politisch sind die Wunden bald vernarbt, zumal Athen rasch auf erstaunliche Weise zu einer funktionierenden und insgesamt anerkannten Ordnung zurückfand. Aber philosophisch ließ sich so leicht kein neuer Boden finden. Sokrates' Schüler Platon konnte in einem Ausmaß neu ansetzen, wie es das noch nie gegeben hatte – was das philosophische Erbe der griechischen Antike fortwirkend brisant machte wie kein anderes.

Schließlich spricht für die Bedeutung der außerordentlichen Herausforderung des fünften Jahrhunderts die Tatsache, daß gleich anschließend die große Zeit der Tragödie an ihr Ende kam; offenbar gab es keine Möglichkeit mehr, die Tradition durch Schöpfungen ähnlichen Ranges fortzusetzen. In der

Geschichtsschreibung vermochte keiner der zahlreichen Historiker auch nur halbwegs das Niveau des Thukydides zu erreichen. Die großen sophistischen Debatten liefen aus. Nur eben die Philosophie hatte ihren Höhepunkt noch vor sich.

X

X

X

Wenn diese Vermutungen ungefähr das Richtige treffen sollten, ist der Orient auch insofern für die griechische Geschichte von entscheidendem Einfluß gewesen, als letztlich erst die feindliche Begegnung mit den Persern es den Griechen möglich machte, in nahezu übermäßiger Steigerung der eigenen Kräfte ihre sogenannte Klassik hervorzubringen, den Höhepunkt ihrer Kultur, wodurch sie so weit über sich hinauswirkten.

Unter welthistorischen Gesichtspunkten wäre es ein sehr auffälliges Zusammentreffen gewesen. Die so merkwürdig ansetzende frühe Kultur der Griechen, die deren Isolation im weltpolitischen Vakuum des Ägäisraums zur Voraussetzung hatte, brauchte, um all das zu produzieren, wodurch sie wirkte, Anstöße von seiten der orientalischen Reiche; einmal in archaischer Zeit durch Techniken in Handwerk, Schrift, Literatur, Wissenschaft etc., das andere Mal in klassischer Zeit politisch, in der feindlichen Begegnung mit dem (seinerseits jungen) Weltreich der Perser.

Nachdem die Griechen bei aller Bewahrung ihrer zentralen Eigentümlichkeiten Teil der ostmediterran-vorderasiatischen Koine geworden waren, nachdem sie durch ihre vielfachen Seefahrten und Koloniegründungen (wie in kleinerem Ausmaß auch die Phönizier) die weiter westlichen Teile der Mittelmeerwelt näher an die Koine herangebracht hatten, bildeten sie ein neues politisches Zentrum, gar einen großen geschlossenen Herrschaftsbereich innerhalb der Ägäis, der freilich nicht von Dauer sein konnte. Denn die Großmacht einer Polis konnte nur bestehen, wenn sie ständig vorandrängte, also das eigene Bestehen aufs Spiel setzte. Aber was in ihr und auf sie hin entstand, konnte auf viele Weisen anderswo Früchte tragen und Entwicklungen antreiben. Auch politisch, indem es Kräfte an der Peripherie förderte, das Reich der Makedonen etwa.

Als sich vom Westen, von der weiteren Peripherie der Griechen her, das Römische Reich bildete, gewann die griechische Kultur²⁹ eine enorme Ausbreitung, eine große Vermehrung ihrer Trägerschaft, wie zuvor schon in kleinerem Maße durch die Ausdehnung in den (hellenistischen) Osten (womit sich dann

²⁹ Dazu wie zu deren Anfängen jetzt auch A. Dihle, *Hellas und der Orient. Phasen wechselseitiger Rezeption*, 2009.

zugleich vielerlei Einflüsse auch vom Osten her vorbereiteten). Doch bei allen so fruchtbaren Mischungen: ein gehörig Maß griechischer Philosophie ist eingegangen in jene aus dem alten Israel hervorgegangene Religion, welche schließlich dem römischen Weltreich, als es immer mehr gebeutelt und ausgelaugt wurde, Halt und neue Orientierung bot. Das Erbe der Griechen hat eine Seite dieser Religion stark beeinflusst und bestimmt, die Theologie, und ist mit ihr quasi als Konterbande weitergetragen worden.

Meine Eingangsfrage, was die Griechen für Europa bedeutet haben könnten, ist damit keineswegs beantwortet. Doch läßt sie sich jetzt vielleicht präziser stellen: Hat man in Mittelalter und Neuzeit die griechische (und lateinische) Überlieferung in etwa so rezipiert und sich nutzbar gemacht, wie die Griechen der archaischen Zeit es mit so vielen „Kulturgütern“ des Orients getan haben?

Das würde bedeuten, daß deren Einfluß – bei aller Bereicherung, Anregung, ja Anspornung, die von ihnen ausging – gleichsam äußerlich geblieben wäre; zwar vieles mobilisiert, aber kaum etwas geprägt hätte. Während die eigenen, frühen Ausgangskonstellationen wie bei den Griechen der frühen nachmykenischen Zeit (bis etwa 800 v. Chr.) viel wichtiger gewesen wären.

Oder gingen im mittelalterlich/neuzeitlichen Europa die antiken Vorgaben schon in die Ausgangskonstellationen ein, vermittelt zumal durch Kirche und Theologie? Dann hätte sich der Geist des Fragens bis auf den Grund, das heißt der Offenheit, der Freiheit (und der Eigenständigkeit, zumal des Denkens), wenn auch unter mannigfachen Vermummungen, an ganz zentralen Stellen der mittelalterlichen Welt schon früh eingewurzelt. Es wäre gleichsam der Boden dafür vorbereitet worden, auf dem die – dann mit der Zeit begierig entdeckten – griechischen „Kulturgüter“ zentrale Wichtigkeit erlangen konnten. So sehr, daß man sich über die Jahrhunderte hinweg, solange jedenfalls dieses Europa eine herausragende Rolle in der Welt spielte, immer wieder intensiv und folgenreich damit auseinandersetzen mußte (was wohl keine andere Kultur der Welt und schon gar nicht die Griechen mit einer Vorgängerkultur getan haben).

Das hieße ja nicht, daß nicht auch im mittelalterlich/neuzeitlichen Europa bestimmte Ausgangskonstellationen für die Kulturbildung eminent wichtig gewesen wären. Der von den Römern geschaffene Großraum etwa, in dem die Germanenkönige ihre Herrschaften zu errichten hatten, ohne recht dafür gewappnet zu sein, die Spannungen zwischen Land und Herrschaft, die daraus erwachsen, die vom römischen Denken geformte westliche Kirche als starker Gegenpol zur weltlichen Macht, das römische Recht, um nur wenig zu nennen. Aber eben in diese Konstellationen wären früh mannigfache Nachwirkungen jener tiefen Infragestellungen, jener mächtigen Herausforderungen eingegangen, mit denen griechische Philosophie, griechische Phantasie und Bilderwelt es einmal folgeträftig aufgenommen hatten.

Mußte also das kurze Intermezzo der kleinen, freien Poleis teils örtlich, teils zeitlich zwischen den östlichen monarchischen Reichen und dem westlichen ursprünglich republikanischen der Römer einmal gespielt werden, damit künftig ganz anders geartete Kulturen auch in großen Räumen sich bilden konnten? Mußten einmal gewisse Dimensionen des Fragens erschlossen werden, damit eine Kultur entstehen konnte, die nicht befangen blieb in entscheidenden Prägungen, durch welche Monarchen ihre Herrschaft tief und alternativlos in ihnen verankert hatten; auch nicht in den Prägungen und Begrenzungen, aus denen Griechen und (auf andere Weise) Römer nicht herauskamen, bei allen ungeheuren Spielräumen, die sie sich schufen? Hätten also die Griechen wesentlich dazu beigetragen, daß das mittelalterlich/neuzeitliche Europa überhaupt entstehen konnte?

Man kann diese Frage nur beantworten, wenn man mehr über Kulturbildung, zumal diejenige im europäischen Mittelalter, weiß, als es, soweit ich sehe, heute der Fall ist. Ich kann zum Ende nur noch einmal Sokrates' Feststellung wiederholen, „daß wir . . ., wenn wir glauben, das suchen zu müssen, was keiner weiß“, zumindest „weniger träge sind als wenn wir glauben, was wir nicht wissen, sei nicht möglich zu finden und man müsse es also gar nicht erst suchen“.

Schiller hat am Ende des achten Briefs zur ästhetischen Erziehung des Menschen für den „zahlreicheren Teil der Menschheit“ festgestellt: „Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten.“ Ohne daß man die Griechen, auch den attischen Demos des fünften Jahrhunderts, einfach aus dem „zahlreicheren Teil der Menschheit“ herausortieren wollte: Da waren kein Staat und kein Priestertum, welche Formeln hätten vorgeben können; da war auch wenig für die jeweils aktuellen Fälle in Bereitschaft. Da war zumindest für eine gewisse Zeitlang alles für alle neu. Und das Diskutieren war bis weit in den Demos hinein schon üblich, selbst das Diskutieren über die rechte Ordnung. Und das Bewußtsein eigener Verantwortung hatte sich längst etabliert. Daraus ergab sich am Ende die Demokratie, die buchstäbliche Teilhabe der mittleren und unteren Schichten an der Lenkung und den Funktionen des Gemeinwesens. Völlig andere Bedürfnisse also als sonst, andere Fragen, andere Intensität des Fragens, andere Möglichkeiten.

Was aus der Ferne, und gar aus unserer Zeit heraus wie ein Wunder erscheint, könnte sich, nimmt man die Voraussetzungen hinzu, erklären lassen.

Bisher veröffentlichte Universitätsreden

- 1 *Joseph Gantner*, Leonardo da Vinci (1953)

Neue Serie

- 13 *Johann Paul Bauer*, Universität und Gesellschaft (1981)
Ernst E. Boesch, Von der Handlungstheorie zur Kulturpsychologie – Abschiedsvorlesung von der Philosophischen Fakultät (1983)
- 14 *Hermann Josef Haas*, Medizin – eine naturwissenschaftliche Disziplin? (1983)
- 15 *Werner Nachtigall*, Biologische Grundlagenforschung (1983)
- 16 *Kuno Lorenz*, Philosophie – eine Wissenschaft? (1985)
- 17 *Wilfried Fiedler*, Die Verrechtlichung als Weg oder Irrweg der Europäischen Integration (1986)
- 18 *Ernest Zahn*, Die Niederländer, die Deutschen – ihre Geschichte und ihre politische Kultur (1986)
- 19 *Axel Buchter*, Perspektiven der Arbeitsmedizin zwischen Klinik, Technik und Umwelt (1986)
- 20 Reden anlässlich der Verleihung der Würde eines Ehrensensors an Herrn Ernst Haaf und Herrn Dr. Wolfgang Kühborth (1987)
- 21 *Pierre Deyon*, Le bilinguisme en Alsace (1987)
- 22 *Jacques Mallet*, Vers une Communauté Européenne de la Technologie
Rainer Hudemann, Sicherheitspolitik oder Völkerverständigung? (1987)
- 23 *Andrea Romano*, Der lange Weg Italiens in die Demokratie und den Fortschritt
Rainer Hudemann, Von der Resistenza zur Rekonstruktion
Helene Harth, Deutsch-italienische Literaturbeziehungen (1987)
- 24 *Alfred Herrhausen*, Macht der Banken (1987)
- 25 *Gerhard Schmidt-Henkel*, „Die Wirkliche Welt ist in Wahrheit nur die Karikatur unserer großen Romane“ – über die Realität literarischer Fiktion und die Fiktionalität unserer Realitätswahrnehmungen (1995)
- 26 *Heike Jung*, Johann Paul Bauer, Problemkreis AIDS – seine juristischen Dimensionen (1988)
- 27 *Horst Albach*, Praxisorientierte Unternehmenstheorie und theoriegeleitete Unternehmenspraxis (1987)
- 28 Reden und Vorträge aus Anlass der Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber an Bischof Monseñor Leonidas E. Proaño (1988)
- 29 Jubiläumssymposium zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Martin Schrenk und zum 15jährigen Bestehen des Instituts für Klinische Psychotherapie (1988)
- 30 *Hermann Krings*, Universität im Wandel: „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß“ (Heraklit) (1988)
- 31 *Wolfgang J. Mommsen*, Max Weber und die moderne Geschichtswissenschaft (1989)

- 32 *Günter Hotz*, Algorithmen, Sprachen und Komplexität (1990)
- 33 *Michael Veith*, Chemische Fragestellungen: Metallatome als Bausteine von Molekülen (1992)
- 34 *Torsten Stein*, Was wird aus Europa? (1992)
- 35 *Jörg K. Hoensch*, Auflösung – Zerfall – Bürgerkrieg: Die historischen Wurzeln des neuen Nationalismus in Osteuropa (1993)
- 36 *Christa Sauer/Johann Marte/Pierre Béhar*, Österreich, Deutschland und Europa (1994)
- 37 Reden aus Anlass der Verabschiedung von Altpräsident Richard Johannes Meiser (1994)
- 38 *Karl Ferdinand Werner*, Marc Bloch und die Anfänge einer europäischen Geschichtsforschung (1995)
- 39 Hartmann Schedels Weltchronik, Eine Ausstellung in der Universitäts- und Landesbibliothek Saarbrücken (1995)
- 40 *Hans F. Zacher*, Zur forschungspolitischen Situation am Ende des Jahres 1994 (1995)
- 41 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Fred Oberhauser (1997)
- 42 *Klaus Martin Girardet*, Warum noch 'Geschichte' am Ende des 20. Jahrhunderts? Antworten aus althistorischer Perspektive (1998)
- 43 *Klaus Flink*, Die Mär vom Ackerbürger. Feld- und Waldwirtschaft im spätmittelalterlichen Alltag rheinischer Städte (1998)
- 44 Ehrenpromotion, Doktor der Naturwissenschaften, von Henri Bouas-Laurent (1999)
- 45 *Rosmarie Beier*, Menschenbilder. Körperbilder. Prometheus. Ausstellungen im kulturwissenschaftlichen Kontext (1999)
- 46 *Erika Fischer-Lichte*, Theater als Modell für eine performative Kultur (2000)
- 47 *Klaus Martin Girardet*, 50 Jahre „Alte Geschichte“ an der Universität des Saarlandes (2000)
- 48 Philosophie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2000)
- 49 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. phil. Jörg K. Hoensch (2001)
- 50 Evangelische Theologie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2002)
- 51 *Franz Irsigler*, Was machte eine mittelalterliche Siedlung zur Stadt? (2003)
- 52 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Günther Patzig (2003)
- 53 Germanistik im interdisziplinären Gespräch. Reden und Vorträge beim Abschiedskolloquium für Karl Richter (2003)
- 54 Allem Abschied voran. Reden und Vorträge anlässlich der Feier des 65. Geburtstages von Gerhard Sauder (2004)
- 55 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. jur. Dr. h.c. mult. Alessandro Baratta (2004)
- 56 Gedenkfeier für Bischof Prof. Lic. theol. Dr. phil. Dr. h.c. mult. Gert Hummel (2004)
- 57 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Jan Lichardus (2005)
- 58 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Richard van Dülmen (2005)
- 59 *Klaus Martin Girardet*, Das Neue Europa und seine Alte Geschichte (2005)

- 60 Psychologie der Kognition. Reden und Vorträge anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. Werner H. Tack (2005)
- 61 *Alberto Gil*, Rhetorik und Demut, Ein Grundsatzpapier zum Rednerethos, Vortrag zur Eröffnung des Workshops „Kommunikation und Menschenführung“ im Starterzentrum (2005)
- 62 Oft gescholten, doch nie zum Schweigen gebracht. Treffen zum Dienstende von Stefan Hüfner (2006)
- 63 Theologische Perspektiven aus Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2006)
- 64 Germanistisches Kolloquium zum 80. Geburtstag von Gerhard Schmidt-Henkel (2006)
- 65 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wegener (2006)
- 66 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Jürgen Domes (2006)
- 67 *Gerhard Sauder*, Gegen Aufklärung? (2007)
- 68 50 Jahre Augenheilkunde an der Universität des Saarlandes 1955–2005 (2007)
- 69 *Elmar Wadle*, Urheberrecht zwischen Gestern und Morgen – Anmerkungen eines Rechtshistorikers (2007)
- 70 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Rudolf Richter (2007)
- 71 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Bernhard Aubin (2007)
- 72 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Gerhard Lüke (2007)
- 73 Dokumentationsziele und Aspekte der Bewertung in Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen. Beiträge zur Frühjahrstagung der Fachgruppe 8 – Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen – des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare (2007)
- 74 Gemeinsame anglistisch-germanistische Antrittsvorlesung von Ralf Bogner und Joachim Frenk. Geschichtsklitterung oder Was ihr wollt. Fischart und Shakespeare schreiben im frühneuzeitlichen Europa (2007)
- 75 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Wolfgang Haubrichs (2008)
- 76 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. h.c. Peter Grünberg (2008)
- 77 *Michael McCormick*, Karl der Große und die Vulkane. Naturwissenschaften, Klimageschichte und Frühmittelalterforschung (2008)
- 78 Gedenkfeier für Universitätsprofessor und Ehrensenator Dr. Günther Jahr (2008)
- 79 *Heike Jung*, Das kriminalpolitische Manifest von Jean-Paul Marat (2009)
- 80 Quo vadis, Erziehungswissenschaft? Ansätze zur Überwindung der Kluft zwischen Theorie und Praxis. Podiumsdiskussion anlässlich der Emeritierung von Herrn Universitäts-Professor Dr. phil. Peter Strittmatter (2009)
- 81 1983-2008. 25 Jahre Partnerschaft Universität des Saarlandes – Staatliche Ivane-Iavachischvili-Universität Tbilissi / Tiflis (Georgien) (2009)

Erschienen im Universitätsverlag des Saarlandes

- 82 Festakt anlässlich des 65. Geburtstages von Lutz Götze mit seiner Abschiedsvorlesung „Von Humboldt lernen“ (2011)
- 83 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Manfred Schmeling (2011)

- 84 10 Jahre Historisch orientierte Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes (2011)
- 85 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät I Geschichts- und Kulturwissenschaften an Dieter R. Bauer, Leiter des Referats Geschichteder Akademie der Diözese Rottenburg–Stuttgart (2008)
- 86 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften an Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink 9. Februar 2010
- 87 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. mult. Günter Wöhe 7. Januar 2009
- 88 Gelehrte am Rande des Abgrunds: Über Professoren in Literatur und Film Antrittsvorlesung von Christiane Solte-Gresser Lehrstuhl für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft Fachrichtung 4.1. Germanistik am 31. Januar 2011
- 89 Griechen und Europa Die große Herausforderung der Freiheit im fünften Jahrhundert v. Chr. Europavortrag von Christian Meier am 20. Januar 2010

